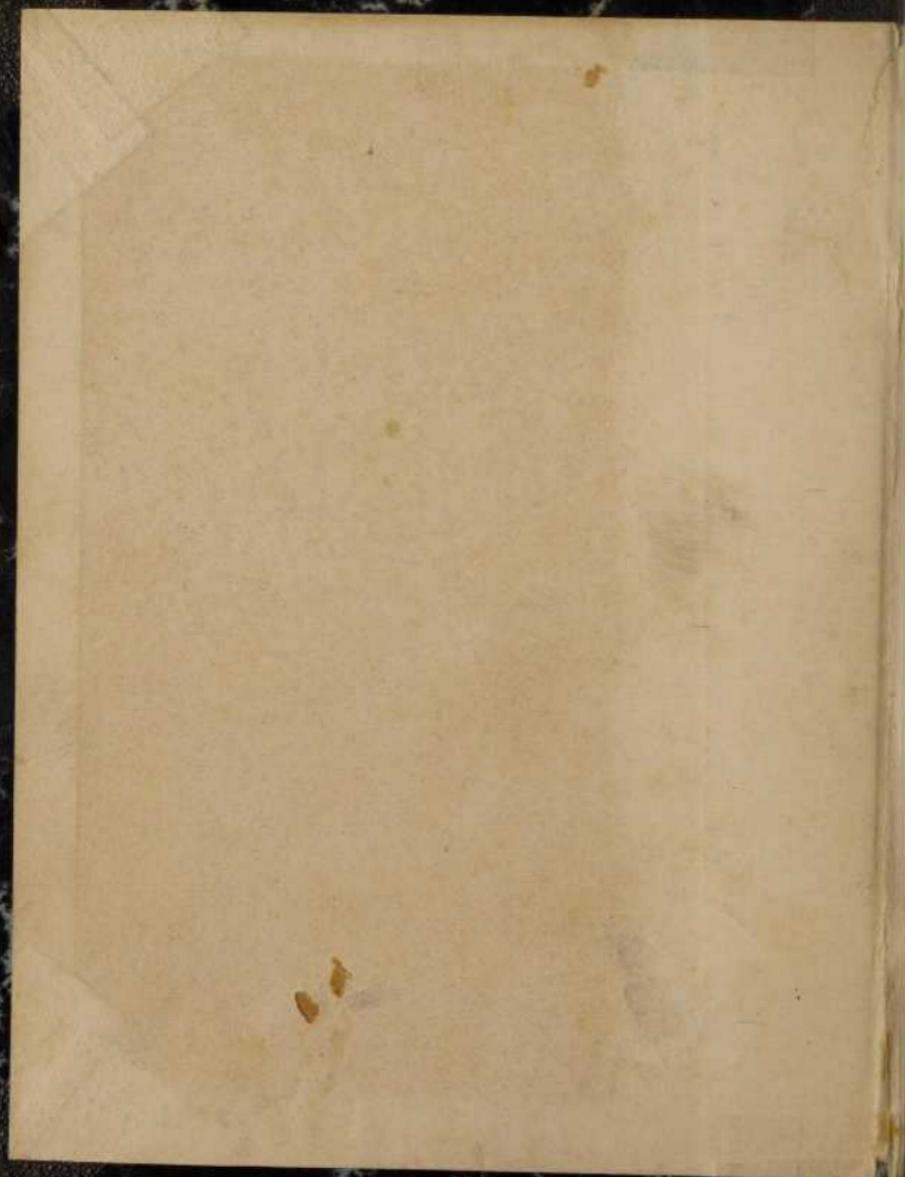
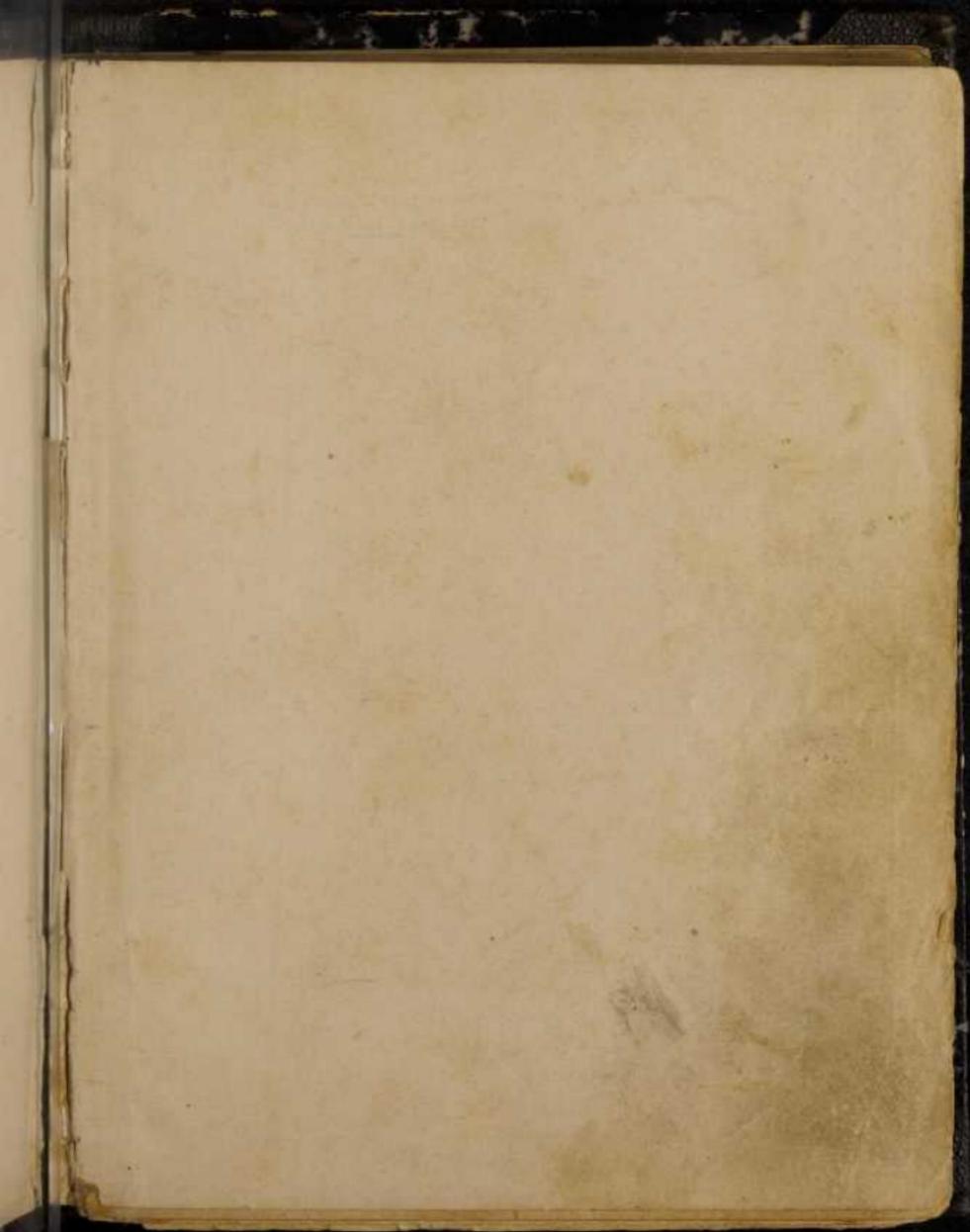


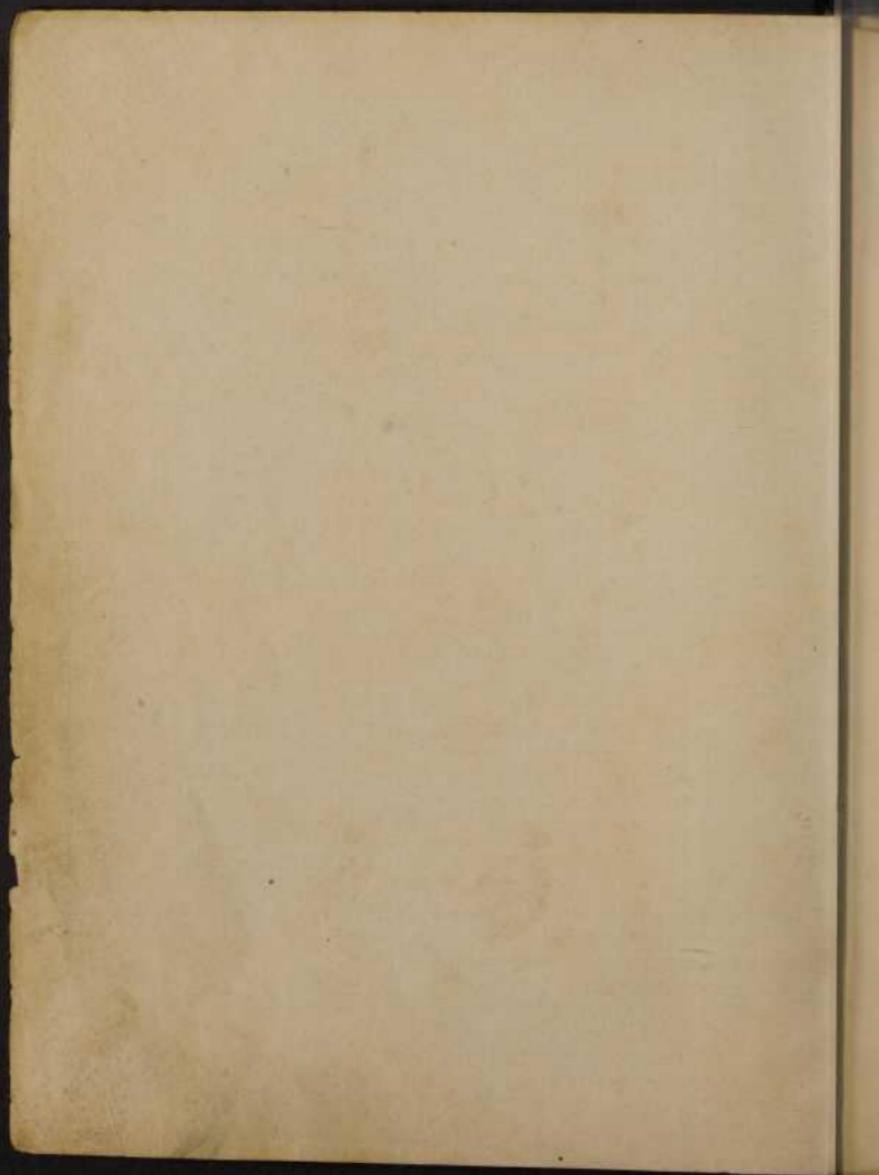
Die Nachbarn.
Auf der Brücke zu Basel.

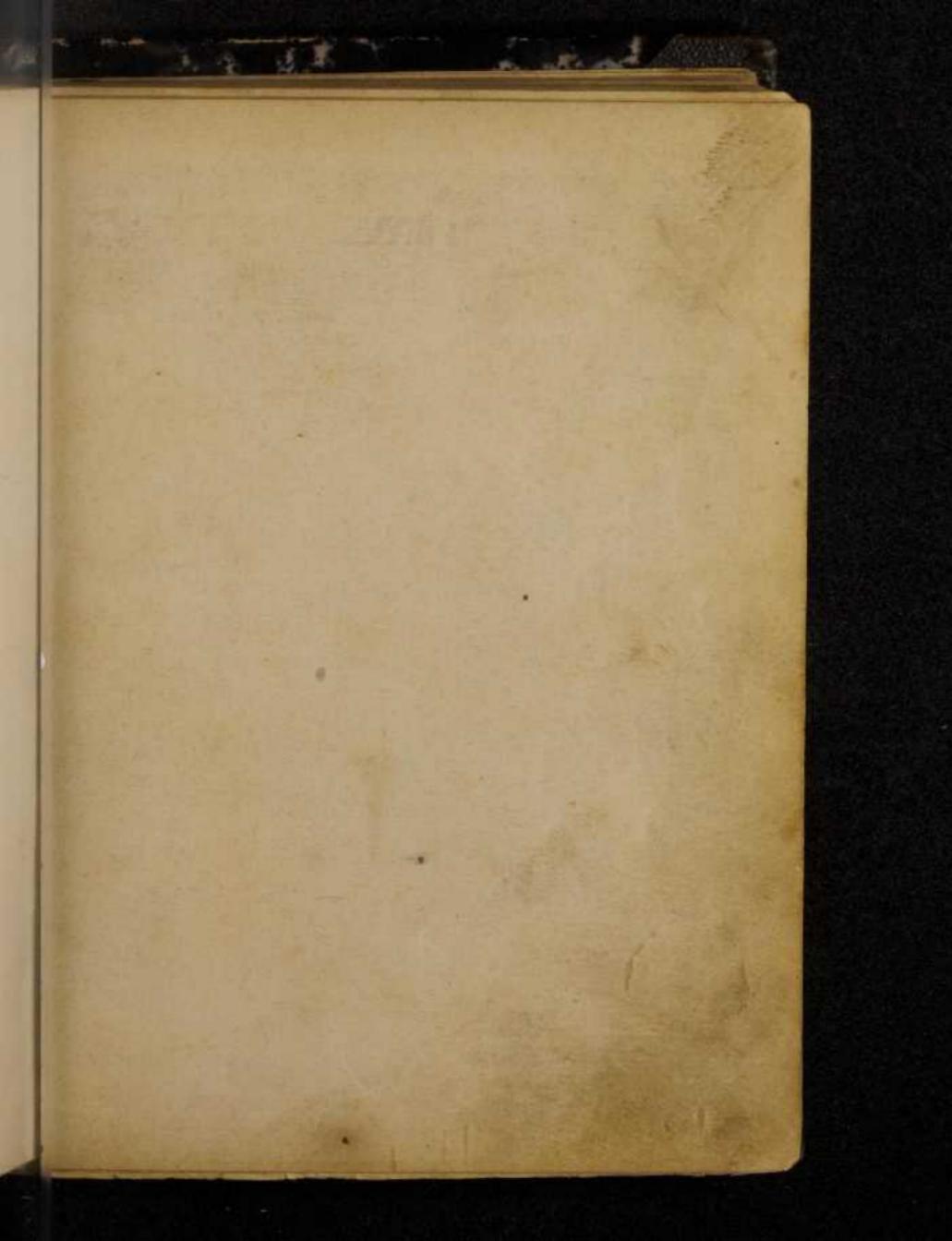


Augenblick, und der vor Jorn wüthende Bürger hatte den Stahl
bis an's Gest dem Ritter in die Brust gestossen.











Die Nachbarn.
Auf der Brücke zu Basel.

Zwei Erzählungen für die Jugend und das Volk

von

Louise Fischer.

Mit einem Titelkupfer.

Stuttgart & Leipzig.
Verlag von Otto Risch
(vormals Gebr. Scheitlin).

D

PICH

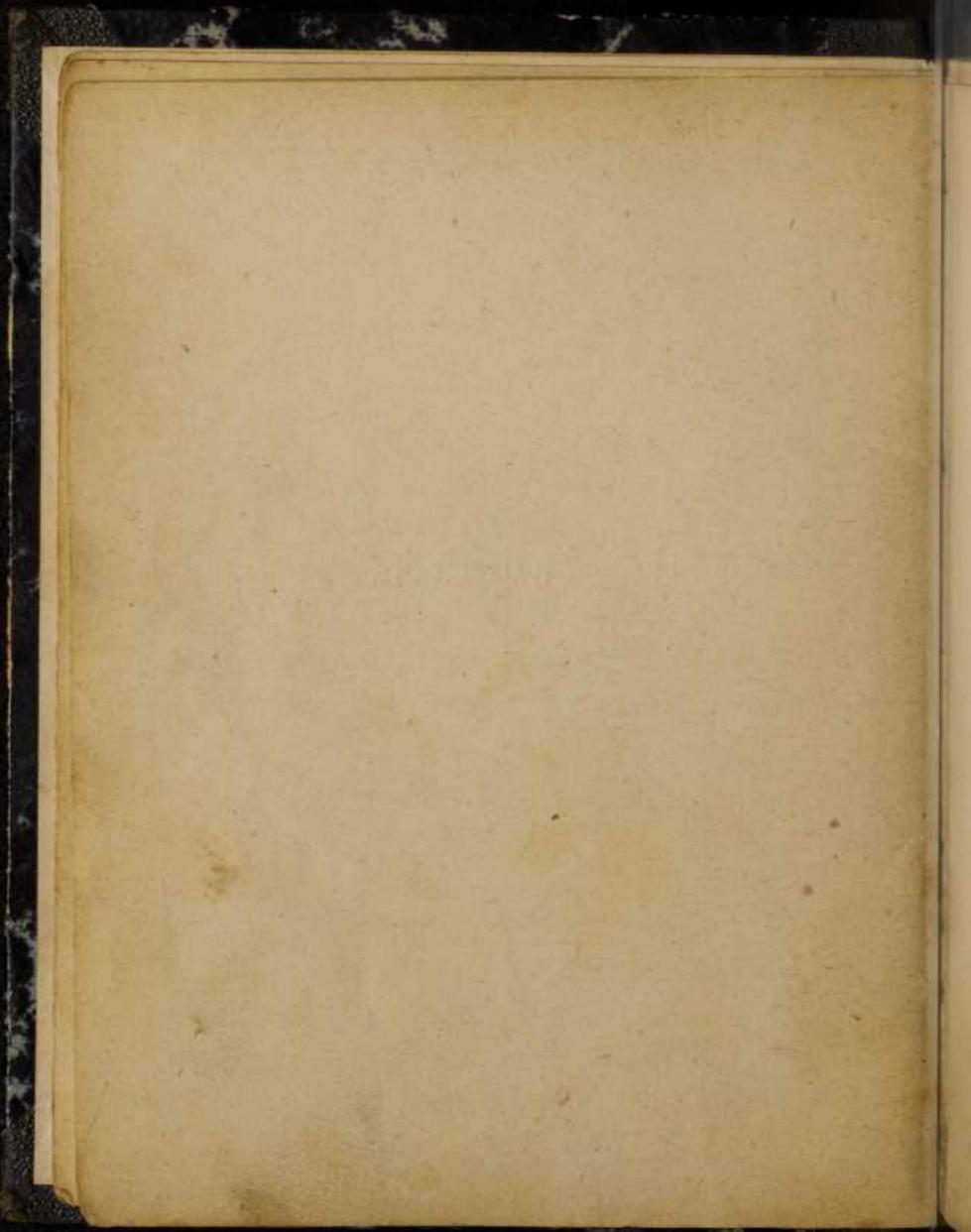


H

63/1508 D

Die Nachbarn.





Der Wintermorgen.

„Der Tag läßt sich schön an, Mechthild, ich hätte nicht übel Lust, einen Ausritt zu machen,“ begann zu seiner Gemahlin sich wendend der herzoglich württembergische Burgvogt auf der Achalm, ein mannhafter Ritter im kräftigsten Lebensalter, indem er den silbernen Becher, aus dem er den Frühtrunk genommen hatte, niederlegte und vom Tische aufstand.

„Ein kalter Tag, dünkt mich, lieber Herr; zudem liegt tiefer Schnee im Walde, nicht günstig zur Jagd,“ antwortete die Burgfrau, während sie die Reste des nach damaliger Sitte derben Frühstücks vom eichenen Tische abräumte.

Der Ritter war indessen zum Bogenfenster getreten, das weite Rundsicht in's schöne schwäbische Land bot. Eine weiße Schneedecke war über Berg und Thal

gebreitet und blitzerte im Strahle der aufgehenden Sonne. Scharfkantig trat die Albkette hervor mit ihren bald kahlen, bald bewaldeten Berggruppen. Burggekrönt winkten die herzogliche Teuf, der altersgraue Neuffen und in dustiger Ferne der einst kaiserliche Hohenstaufen; aus dem Thale hoben sich die Kirchturmspitzen stattlicher Dörfer, alles württembergisch Land. Zunächst, am Fuße der Achalm, die schon seit Jahrhunderten zu Württemberg gehörte, war die kleine rührige Reichsstadt Neutlingen gelagert, die im Laufe zweier Jahrhunderte schon manchen Strauß mit den Herren von Württemberg bestanden hatte und auch mit den ritterlichen Burgvögten auf der Achalm selten ein freundnachbarliches Verhältniß unterhielt.

Des Ritters Augen waren in die Ferne gerichtet, als er auf den Einwurf seines Ehgemahls erwiderte: „Ich habe nicht an die Jagd gedacht, Mechthild; nach Tübingen will ich hinüber reiten zum neuen Vogte; er ist ein lustiger Kumpan, mit dem ich manch heitern Schwank verübt habe, als wir einstens zusammen in Tübingen der Wissenschaft pflogen.“

„Unterlaßt heute den Ritt,“ bat Frau Mechthild, „ich hatte die Nacht einen gar schweren Traum, und Böses schwant mir von dem Ritte. Die Wege sind glatt, euer Roß könnte stürzen; oder möchten die Reutlinger euch einen Hinterhalt machen, sie sind seit Kupp's Tode nicht gut auf Württemberg zu sprechen. Bleibet vom Wege, wenn ich euch rathen darf!“

„Ei!“ lachte der Ritter, „über der Weiberfurcht! Du hast böß geträumt, weil uns gestern die Kunde vom Tode des Kaisers — Gott schenk ihm selige Urständ — zugekommen ist. Darüber nun will ich mit dem Vogte zu Tübingen sprechen. Wir haben ihn beide gekannt, den hohen kaiserlichen Herrn, war er doch ein absonderlicher Gönner unsers Herzogs Ulrich. Die Reutlinger darfst du nicht fürchten, sie sind es nicht, die den Hirsch von Württemberg zum Sprunge reizen; sind sie doch froh, wenn er nur Ruhe hält! Damit du aber der Sorge bar seist, sollst du mich selbst begleiten; spute dich, Mechthild, in einer halben Stunde müssen wir die Tübinger Straße unter den Füßen haben!“

Die Burgfrau bestellte, dem Befehl ihres Eheherrn gehorsam, ihr Haus, steckte den Schlüsselbund an den Gürtel und war zur festgesetzten Zeit bereit zu Pferde zu steigen, das der Ritter den steilen Berg hinab am Zügel führte. Unten angekommen jagten die flüchtigen Hufe der Kofse lustig über den glitzernden Schnee hin an Reutlingens Thoren vorüber, der Lübinger Straße zu.

Auch in der Stadt war's lebendig geworden; der freundliche Morgen schien nicht auf der Achalm allein Reiselust erregt zu haben. Vor einem kleinen Hause in einer der belebtesten Straßen stand ein kräftiger junger Bursch, gut bürgerlich gekleidet und bewaffnet mit der kurzen Wehr, dem Dolch, der in dem ledernen Gürtel steckte; er schirrte ein Pferd an ein Wägelein, das ein Hund lustig bellend umsprang. Auf der Hauschwelle stand eine Matrone, die ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit zuschaute und einen Glückwunsch aus vollem Herzen nachrief, als er mit einem heitern: „Behüt euch Gott, Ahne!“ davon fuhr.

Während sie dem rüstigen Jüngling nachblickte, trat eine in Trauer gekleidete Bürgersfrau über die

Schwelle des nächsten Hauses und redete die Alte an:
 „Der Georg macht sich wacker, Nachbarin!“

„Guten Morgen, Nachbarin,“ entgegnete die Matrone; „ja, Georg ist die Freude meines Alters; er ist aber auch das Kind vieler Thränen und Gebete. Als mir Tochter und Tochtermann starben, hatte das Kind Niemand, der sich seiner annahm, als mich. So nahm ich denn das Enkelein zu mir, denn meine andern Kinder haben schon für sich die Hände voll zu sorgen; und doch ist's immer schwer für eine Wittwe, dazu in meinem Alter, einen Knaben allein zu erziehen. Gott sei Lob dafür! Er hat meine Mühe gesegnet.“

Die Alte hatte während des Schlusses ihrer Rede unwillkürlich ihre Hände gefaltet. „Ja, Gott verläßt die Wittwen nicht,“ entgegnete die Andere in dem nachlässigen Tone, der deutlich genug verrieth, daß ihr diese Worte nicht von Herzen kamen.

„Ihr habt das gewiß auch erfahren, Nuppin, so schwer euch das Unglück betroffen hat,“ sagte die Greisin.

Die andere nickte mit dem Kopfe und fuhr fort:

„Wohl hab ich's erfahren, und ich darf sagen, ich bin jetzt geborgen; man hat vom Magistrat aus meinem Sohne das Kentlein des Vaters versprochen, wenn er so weit herangewachsen sein werde, und mit Geschenken hat's, so zu sagen, geregnet. Mein guter Rupp hat in seinem ganzen Leben nicht so viel gegolten, als jetzt im Tode. Das kommt daher, daß es ein Württembergischer war, der ihn erschlug — Gott strafe den Verwütheten! Wäre er durch Kentlinger umgekommen, so hätte man Weib und Kind am Hungertuche nagen lassen und uns nicht angesehen. Warum ist der Mensch nicht vorsichtiger gewesen? hätte es geheißen, wenn ich mit einer unterthänigen Bitte um Unterstützung zum Magistrate gekommen wäre; aber nun es ein Würtberger Diener war, stehen die Sachen freilich anders. Meine Tochter ist von dem Rathsherrn Finkh in Dienst genommen, das ist ein ansehnliches Haus und es kann et was aus ihr werden; für jetzt ist sie schüchternen Natur, hat kein Meberlein von mir, aber dort wird sie sich schon bilden. Auch den andern Kindern kann's nimmer fehlen. So gut wird's nun freilich nicht jeder Wittwe gemacht.“

„Meiner haben die Menschen sich nicht angenommen, Nachbarin, aber verlassen war ich drum doch nicht; ich habe meine Sachen Gott befohlen, und der mich bisher versorgte, wird's auch ferner thun,“ antwortete die Greisin und die Frauen trennten sich, um den Geschäften des Tages nachzugehen.

Die Wittwe Rupp aber sprach, während sie das Fenster schloß und ihre Morgensuppe auf den Tisch stellte, für sich: „Was doch die Alte immer mit ihrer Frömmigkeit Besonderes haben will! ich bin, Gott und der heiligen Jungfrau sei's gedankt, eine gute Christin und hab auch, da mein Rupp noch lebte, manche Kerze in das Gotteshaus gestiftet. Wollte doch sehen, wenn Gott ihren Georg nähme, wie weit ihr Gottvertrauen noch halten wollte! hinterm warmen Ofen ist's gut fromm sein!“ Als wollte sie die letzte Bemerkung noch besonders bekräftigen, schob sie darauf einige Scheite Holz in die erlöschende Flamme des geräumigen Ofens und vergaß darauf der frommen Nachbarin ob anderer Angelegenheiten.

II.

Glückliche Tage.

Die kleinen Häuser der beiden Wittwen waren aneinander gebaut, darum pflogen sie freundnachbarlichen Verkehr, obwohl sie verschieden im Alter, hauptsächlich aber unähnlich nach Gemüth und Geistesanlage waren. Noch mehr Verkehr pflogen seit Jahren die Kinder beider Häuser. Georg, der verwaiste Enkel, den die fromme Ahne bei sich erzog, war als Knabe blöden und ungeschickten Wesens, und sowohl deßhalb, als seiner vielfach geflickten Hosen und Jacken wegen, von den klügeren und wohlhabenden Altersgenossen in der Schule und auf dem Spielplatz verspottet. Nur seine starken Fäuste hätten ihm Ruhe verschaffen können, aber er war zu gutmüthig und zu bescheiden, als daß er sie gegen die übermüthigen Bürgers- und Rathsherrnsöhne hätte anwenden mögen. Um so lieber hielt er sich zu den jüngern Kindern der Nachbarsfamilie Mupp; er half dem ältesten Mägdlein Agnes die kleinen

Geschwister hüten und beschützte sie mannhaft vor den Unarten der wilden Nachbarsknaben, die er selbst sonst gelassen ertrug.

Sie war ein blaßes, schwächliches Mägdlein, viel gescholten von der raschen Mutter, geplagt von den lebhaften kleinern Geschwistern, die sie, selbst noch Kind, zu tragen und zu versorgen hatte.

So entspann sich eine innige Freundschaft zwischen beiden Kindern. Nächst ihrem Vater, der sie in seiner rauhen Art liebte, aber selten zu Haus war, stand Agnes der Spielgenosse Georg am nächsten, denn ihre Mutter zog die jüngern Kinder, welches kräftige Knaben waren, vor, das blaße, langsame Mägdlein war ihr zuwider.

Georgs Ahne verdiente ihr mühsames Brot meist auswärts als Wäscherin, dagegen schauten aus dem stättlichen Hause gegenüber ein paar mütterliche Augen freundlich auf die beiden Kinder.

Dort, unter der überwölbten Pforte, saß Agnes gerne mit ihren Kleinen auf den Stufen nieder, die stets von Straßenstaub und Schmutz reingehalten waren,

und Georg vertheidigte ihr diesen Sitz vor den anbringenden Gassenjungen. Desters öffnete sich hier die Pforte, eine hochgewachsene Frau, deren blaues Sammtmieder mit silbernen Ketten geschnürt war, reichte den Kindern einen Imbiß von schmackhaftem Brot und Obst. Später winkte sie ihnen gar herein, und schüchtern folgten die Kinder durch die kühle Hausflur nach dem schattenden Garten, der, von hohen Mauern umgeben, hinten an das Haus grenzte und in geringer Ausdehnung dennoch bunte Blumenbeete, schattende Lauben, breitästige Aepfel- und hochragende Birnbäume enthielt. Inmitten all dieser Schönheit durften die Kinder nun frei auf dem Rasen und in den Kieswegen spielen, sogar von den Beeren pflücken, die reichlich längs der Wege wuchsen.

So verlebten die Kinder glückliche Tage, bis der rauhe Herbstwind die letzten Blätter von den Bäumen schüttelte. Aber auch zur Winterszeit, wenn die Kinder fröstelnd in der kalten Stube saßen und die Frau Muppin mit ihrer Kunkel Besuch bei Vasen und Gevatterinnen machte, pflegte sich das Fenster gegenüber

zu öffnen und eine weiße Hand winkte ihnen herauf; zaghaft traten sie in die schönengeschmückte Stube, dort wurden sie mit warmer Milch gelabt, und während ihre kleinern Brüder angewiesen wurden, in der weiten Hausflur sich zu tummeln, vergnügten sich Agnes und Georg im Anschauen der Gemälde, Schildereien genannt, welche in Flur und Stube die Wände schmückten.

Die Jahre schwanden hin; Georg ward zu einem Gerber in die Lehre gebracht, und die gütige Rathsherrin zahlte das Lehrgeld. Die Sonntagsnachmittage aber brachte er noch immer mit den Nachbarkindern im Garten oder der Flur des Rathsherrnhauses zu. Auch dort veränderte sich indeß Manches. Der alte Rathsherr starb und sein einziger Sohn trat in sein Amt und seinen Besitz ein; Frau Gertrud, seine junge Ehegattin, waltete nun als Herrin im Hause, seine Mutter aber bezog eine stille Wittwenwohnung im Siebelstock des geräumigen Hauses. - Sie veranlaßte es, daß Agnes, deren Vater inzwischen im Streit mit einem württembergischen Forstbeamten erschlagen worden war, als Kindermaid in's Haus kam. Sie wollte ihr

eine Unterkunft bieten, bis Georg sich als Geselle so viel erworben haben würde, um seinen bescheidenen Hausstand gründen zu können, denn er hatte sich mit Agnes verlobt.

Wohl fehlte es nicht an Spöttern über das arme Brautpaar. „Was siehst du an dem bleichen, schwächlichen Mägdlein?“ riefen die jungen Gesellen Georg zu; die Mägde im Rathsherrnhaus aber sprachen spöttelnd zu Agnes: „Hast keinen bessern finden können, als den tölpischen Gerber, den Georg?“

Ihre eigene Mutter, die Wittwe Ruppin, zuckte die Achseln und meinte: „Für die Agnes mag er eben recht sein; sie ist auch geduldig genug, wenn sie am Hungertuch zu nagen bekommt und sich in dem kleinen Häuslein drücken muß, wo die zwei sammt der alten Ahne sich kaum werden drehen können. Für mich freilich wäre solch eine Heirat nicht gewesen; mein Rupp war seiner Zeit ein schmucker Bursch, und mein Haus sieht sich heute noch anders an, als das der Alten da drüben.“

Nur zwei Personen freuten sich über das Ver-

lößniß und segneten das Paar, das war Georgs alle Ahne, die gar wohl wußte, daß sie keine treuere Tochter und Pflegerin, ihr Georg keine sorgsamere Hausfrau finden könne, als Agnes, und drüben im großen Nachbarhause die alte Rathsherrin, die beiden zulächelte und bei sich beschloß, Agnes eine bescheidene Ausstattung in ihre Hütte mitzugeben und sie selbst zu schmücken, wenn der Tag komme, da sie als Braut vor den Altar treten dürfe.

 III.

Das Hirschfell.

Zu jener Zeit — es war im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts — war unser deutsches Vaterland in zahlreiche selbständige Fürstenthümer, freie Städte und Abteien getheilt, die sämmtlich Hoheitsrechte hatten und sich meist unter einander beseindeten. Mit Mühe hatte der hochgeachtete Kaiser Maximilian I.,

der letzte Ritter genannt, den Frieden im Reiche noch aufrecht gehalten. Als die Nachricht seines Todes im Januar 1519 durch die Lande erscholl, drohte der längst gelockerte Reichsverband zu zerfallen. Besorgt schauten alle, deren Blick über die engen Grenzen ihrer Umgebung reichte, in die Zukunft, denn keine Reichsmacht war da, die den Schwächeren Schutz bot, den Gewaltthätigen Schranken setzte, in allen Ständen die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, das Bewußtsein einer Pflicht für dasselbe aufrecht erhielt.

Es war Abend geworden, die thätigen Bürger verließen ihre Werkstätten und zogen sich in die Familienstuben zurück, um sich am zeitig bereiteten Abendessen zu laben. Auch in dem Hause des Rathsherrn Finkh war man um den reingedeckten Tisch vereinigt, an dessen unterstem Ende Agnes, die Kindermaid, die Tochter der Wittwe Nupp, das kleinste Kind auf dem Arme, den Reihen schloß. Die feinen Züge des Mägdeleins zeigten wenig Aehnlichkeit mit denen ihrer Lebensmüthigen Mutter; sie verriethen den stillen, mühsam bekämpften Schmerz eines Gemüths, das, eben erst

vom geliebten Vaterherbe weggerissen, noch nicht recht heimisch im fremden Hause geworden ist.

Das völlig ungeübte gar langsam begreifende Mägdelein verstand es beim besten Willen nur wenig, den Anforderungen ihrer Herrin zu genügen, die es sehr gut meinte, aber rascher Natur und lebhaft in allem ihrem Thun war. Oft mischten sich in stiller Nacht des Mägdeleins Thränen über die eigene Ungeschicklichkeit mit denen der Trauer über den Tod des Vaters, dessen Liebling sie gewesen war.

An der Mutter hatte sie keinen Halt. „Bist doch auch ein ungeschicktes Ding! mich hättest du in meiner Jugend sehen sollen, ich war Fuchs und Gase, dafür brauchte ich mir auch von meiner Dienstherrin nichts gefallen zu lassen.“ Das war der Trost, den ihr die Mutter gab, und die einzige Freude, die das arme Mädchen genoß, war das Lächeln des kleinen Kindes, dessen treue Pflegerin sie war, und die freundlichen Ermunterungen der alten, jetzt gichtkranken Rathsherrin, in deren Wittwenstube sie manchmal mit den Kindern einsprechen durfte.

„Du mußt dem Kleinen den Löffel anders halten, Agnes; sieh, da hast du ihn seinen frischen Kragen beschmutzen lassen!“ mahnte eben die Hausfrau, als es an der Thüre klopfte und auf das Herein! des obenansitzenden Rathsherrn das Erscheinen eines Fremden den Verweis unterbrach. Es war ein Mann von sehr zweideutigem Außern, welcher dem Rathsherrn ein Hirschfell zum Kauf zu bieten kam, das dieser bei ihm, wie er sagte, bestellt habe.

Die Räthin sah ihren Mann erstaunt und mißvergnügt an; der Verkäufer war ein zerlumpter Gerber, der längst nicht mehr in seinem Gewerbe arbeitete, und dessen Ruf den Eindruck seines Außern nicht Lügen strafte. Der Verkäufer jedoch hub in einem Tone an, in welchem herausfordernde Frechheit schlecht unter dem Scheine demüthiger Höflichkeit verborgen war: „Ihr werdet Euer Wort nicht zurückziehen, wohl- edler Herr! habt auch gar keine Ursache; dies Fell wird Euern Ruhesitz vortrefflich überkleiden; hab ja mit Euch, und nicht mit Eurem Weibe den Handel geschlossen.“

Der Rathsherr, welcher keinen Widerspruch er-

tragen konnte und gerne zeigte, daß er der Herr in seinem Hause sei, zahlte dem Manne hastig die verlangte Summe und der Gerber empfahl sich mit pfiffig höflicher Miene.

„Da habe ich einen guten und billigen Einkauf gemacht,“ äußerte der Hausherr mit Nachdruck, indem er das Hirschfell prüfend betrachtete; „warum gefällt dir mein Handel nicht, Gertrud?“

„Du kannst die Kinder noch eine Weile zur Großmutter hinaustragen!“ versetzte die Hausfrau trocken zu dem Kindsmädchen; Agnes gehorchte, und das Ehepaar war allein.

„In deinen Handel rede ich nicht, Burkhard, es würde mir schlecht anstehen,“ sprach nun die kluge Frau, zu dem Manne gewendet; „aber es hat mich gewundert, daß der Gerber, der ein Gantmann und als Wilderer bekannt ist, in das Haus eines Rathsherrn kommen und so vertraut mit ihm reden darf.“

„Das verstehst du schlecht,“ entgegnete der Rathsherr mißmuthig, da er nicht leiden konnte, wenn die Frau ihm widersprach; „schießt er auch dann und wann

in den württembergischen Waldungen ein Hirsch, so hält ja dafür der Herzog seine Diener, die sollen's ihm wehren, und bläst ihm einer das Lebenslicht aus, so dankt's ihm die Stadt und der Henker ist um ein Geschäft leichter; bringt er's aber hinaus, so kann's der Magistrat nicht hindern, er kann doch die Leute nicht hüten, wie die Kinder; ohnedies müssen wir Unrecht genug vom Herzog leiden; ihm schadets nicht, wenn unter der Hand das Ein oder Andre wieder eingebracht wird."

"Ich weiß nicht, Burkhard," wandte Frau Gertrud ein, „ob das ehrlich und redlich von dem hochlöblichen Magistrat gehandelt ist, wie es unter guten Nachbarn zugehen soll. Ohnedies habt ihr Leute in der Stadt wohnen, — der Papierer drüben läßt solche bei sich arbeiten, — die dem Herzog zur Zeit des armen Konzen flüchtig geworden sind und von seinen Gerichten verfolgt werden. Das muß den Herzog kränken; es gibt böses Blut, und ich fürchte, Keutlingen möchte den Kürzeren ziehen, wenn's zu ernstlichem Streit kommt."

„Das ginge uns noch ab, daß die Weiber in die

Politika sprächen," rief der Rathsherr unnmuthig aus; „habe genug von deiner Weisheit gehört, ich will hinübergehen in den Bären, wo ich Gesellschaft und ein gutes Glas Wein treffen werde.“

„Wohl, Burkhard, nimm mir nichts übel, ich habe geredet, so gut ich's eben verstand," erwiderte die verständige Hausfrau, dem Gatten freundlich die Treppen hinableuchtend.

 IV.

In der Wirthsstube.

Die Sonne war hinter dem Schneefelde versunken und hatte dem scharfen Nordostwind die Herrschaft überlassen. Schlimm spielte der rohe Geselle den Reisenden mit, die eben von Tübingen unterwegs waren. Die beiden Knechte des Burgvogts murmelten Verwünschungen über die unzeitige Reiselust ihres Herrn in den bereiften Bart; Frau Mechthild strebte zitternd

den Schleier über dem Gesichte festzuhalten, das der Ostwind dieses letzten Schutzes berauben wollte. Der Burgvogt aber maß mit den Blicken die Strecke Weges, die noch zwischen ihm und der Malm lag und deutete auf die gemüthlich rauchenden Kamine Neutlingens, vor dessen Thoren sie standen.

„Ich denke, wir steigen hier ab und nehmen einen wärmenden Imbiß zu uns; der Mond wird bald aufgehen, wir gelangen noch sicher genug nach Hause,“ sprach er zu seinem Ehgemahl und nahm den Zügel zur Hand, der ihren vor Frost zitternden Händen entfallen war. Stumm nickte Frau Mechthild; die Aussicht auf ein warmes Zimmer überwog ihre Abneigung, Neutlingens Boden zu betreten.

Wenige Minuten nachher hielten die Pferde vor dem Wirthshaus zum Bären. Der Burgvogt rief mit barscher Stimme den Wirth heraus, hob seine frosterstarrte Gefährtin sanft vom Kofse, warf die Zügel den Knechten zu und führte Frau Mechthild am Arme durch die Hausflur und die gefüllte Wirthsstube in das nebenanliegende Herrenstüblein.

Frau Mechtild rückte sogleich einen Stuhl dicht neben den Ofen, dessen bescheidener Umfang die untere Hälfte des Stühleins einnahm, und überließ sich einzig dem Gefühle wiederkehrender Lebenswärme. Der Ritter aber lüftete das Varet, legte Handschuhe und Mantel ab und nahm oben am Tische Platz. Nun erst würdigte er die übrige Gesellschaft seiner Aufmerksamkeit und musterte sie mit flüchtigen, aber durchdringenden Blicken. Es war der Rathsherr Finkh, welcher auf einem der oberen Stühle saß, neben ihm ein geldstolzer Bürger, Papierer Sebastian, und zwei Kaufleute. Die letzteren erhoben sich beim Eintritt des Burgvogts und entfernten sich mit ehrerbietiger Verbeugung, als geschehe es aus Respekt gegen den Ritter; in der That aber fürchteten sie, es möchten im Beisein des württembergischen Beamten versängliche Dinge zur Sprache kommen, und ihnen lag daran, mit Württemberg in gutem Vernehmen zu bleiben, da sie durch den freien Handel viele Vortheile genossen, auf der andern Seite mochten sie die Gunst ihrer Mitbürger nicht verschmerzen, welche schel dazu gesehen hätten, wenn man

sie mit Herzoglichen hätte beim Glas Wein sitzen sehen.

Der Rathsherr stieß den Papierer an, ihrem Beispiele zu folgen; der stämmige Bürger aber beantwortete den Wink mit spöttischem Lächeln, rückte seinen Stuhl näher an den Tisch und klingelte der Kellermaid, ihm seinen Schoppen noch einmal zu füllen. Auch in der andern Stube rückten die Gäste näher an die Zwischenthüre, um zu hören, was hier gesprochen werde, auf die Schwelle aber stellte sich der zerlumppte Gerber, welcher gekommen war, seinen Erlös zu vertrinken, und betrachtete zum großen Schrecken des Rathsherrn, der nichts weniger als einen Streit begehrte, den Burgvogt mit frechen Blicken.

„Eine Maß Rothen von Kleinbottwar und was du gerade Warmes bereit hast!“ rief der Ritter dem Wirth zu, ohne auf die Bürger weiter zu achten.

Als dieser bald darauf einen duftenden Hirschbraten in schmachhafter Brühe brachte, bemerkte der Ritter spöttelnd: „Den sollt ich dir zwar nicht bezahlen, er ist doch auf württembergischem Grunde geschossen.“

„Ei, gestrenger Herr, Ihr seid spaßhafter Laune!“ entgegnete der Wirth höflich, das weiße Tischtuch ausbreitend, denn ein württembergischer Beamter war ihm als Gast so lieb, als ein Neutlinger Bürger, besonders da er aus langer Erfahrung wußte, daß der Burgvogt gute Bewirthung liebte und vor einer größeren Beche nicht zurückschreckte. Er steckte also den Spott, der ihm als Neutlinger Bürger nicht behagte, als Wirth demüthig ein.

Der Ritter aber, welcher indeß von dem feurigen Neckarwein warm geworden war, hatte nicht übel Lust, den Neutlingern seinen Spott zu kosten zu geben, und begann, an den Rathsherrn sich wendend: „Ei, Herr, das muß man sagen, eure Stadt grünt und blüht, seit sie den württembergischen Schuß angerufen hat; ihr saht doch vorhin die volle Geldgurte, die der Kaufmann hervorgezogen hat; ihr seid fleißige Bienen und wisset den Honig fein aus dem württembergischen Garten zu ziehen.“

„Es ist für beide Theile gut, wenn Nachbarn in gutem Vernehmen stehen, absonderlich vermag Handel

und Gewerbe nur im Frieden zu gedeihen, drum nahmen wir seit zwanzig Jahren dankbar des Herzogs Schutz an; wann wir ihn aber angerufen hätten, wüßte ich nicht," entgegnete der Rathsherr ruhig, da er nicht für räthlich fand, vor den horchenden Ohren einer Gesellschaft müßiger Bürger der Ehre der Stadt zuviel zu vergeben.

Weniger Rücksicht nahm der Papierer, welchem längst das Wort auf der Zunge gebrannt hatte: „Ei, mein ich doch, beim Sanct Jörgen, wir haben wenig Ursach, uns der württembergischen Nachbarschaft zu rühmen! Hat da der Obervogt von Urach in jacher Hornwuth unsern Forstwart, den Kupp, todtgeschlagen; daß er der Wittwe ein Lösegeld zahlte, hat den Todten nicht wieder lebend gemacht. Wäre ich im Rathe gewesen, ich hätte nicht geruht, bis der Herzog uns des Urachers Kopf geschickt hätte. Es ist das erstemal nicht, daß Herr Stephan Weiler Reutlingisch Blut vergießt. Vor den Kaiser hätte es mir kommen müssen, und dieser selbst hat nicht Ursache, dem Württemberger hold zu sein; freilich, wie der Herr so die Diener;

sprang der so mit dem Hutten um, der von edlem Geschlechte war, so meinen seine Leute, nicht besser mit einem Bürger verfahren zu dürfen. Aber treff' ich den Stephan Weiler, wo es auch sein mag, so reiße ich ihm das herzogliche Schildlein vom Hute und sende ihn dem Erschlagenen nach, mag er zehnmal Forstmeister Württembergs zu Urach sein."

Hier schwieg der Bürger. Wie ein Strom hatte sich seine Rede ergossen, noch ehe der bestürzte Rathsherr ihn hatte zum Schweigen bedeuten können.

Der Ritter schaute den kühnen Bürger mit steigendem Zorne an; seine Blicke bligten, seine Gestalt erhob sich gleich der des Löwen, der, zum Sprunge bereit, sein Dpfer betrachtet, unschlüssig, ob es auch seines Grimmes werth sei. Der Bürger hielt mit tief geröthetem Gesicht, mürrisch trotziger Miene und funkelndem Auge seine Blicke aus. Da rief lachend der weintrunkene Gerber durch die offene Thüre: „Wahr muß wahr bleiben, und man muß auch dem Feinde sein Recht lassen; in einem Ding gefällt mir die württembergische Nachbarschaft gar nicht übel, der Herzog

hält herrlichen Wildstand, und es gibt kein größeres Vergnügen, als seinen Forstleuten den Hirsch vor den Augen wegzuschießen.“

Dieser Gegner war dem Ritter zu verächtlich; ruhig setzte er sich wieder nieder und führte das Glas zum Mund. Der Rathsherr, welchem alles an der Vermeidung eines feindlichen Zusammenstoßes gelegen war, athmete jetzt wieder auf, doch hatte er vergeblich gehofft, daß der angefachte Streit damit schon beendet sei. Der Burgvogt hatte sein leeres Glas abgesetzt und wandte sich mit verachtendem Blicke gegen ihn. „Bei meinem Schwert, Herr des wohlweisen Rathes, ich bewundere die Geduld meines Herzogs. Schiebt nicht die Schuld auf einen einzelnen übermüthigen Bürger! Man weiß wohl, woher es kommt, daß diesem der Muth so sehr schwillt. War's nicht der Neutlinger Magistrat, der vor nicht gar langer Zeit den aufrührerischen Unterthanen des Herzogs, Theilnehmern des armen Konzen, freien Ein- und Ausgang in der Stadt verlieh? Dürfte ich meinem gnädigsten Herren rathen, ich wollte euch Thor und Thür im

Landen verschließen, und mit dem Reichthum würde sich bald auch der Uebermuth legen.“

Der Rathsherr wollte entschuldigend antworten; ihm aber kam der einmal aufgeregte Papierer zuvor und rief höhrend: „Ei, ich habe selbst einen im Dienst, der aus des Herzogs Landen geflüchtet, er arbeitet so brav als irgend ein anderer. Ihr wollt, sagt Ihr, der Herzog soll uns Thür und Weg verschließen? ich sag euch, man wird wohl dem Herzog selbst die störrigen Hände schließen. Ha, ha! ich habe gehört, daß der Herzog den Leichenschmaus zu des Kaisers Tode begeht; mag's als sein eigener Abschiedschmaus gelten, denn ein so nachsichtiger Herr wie Maximilian kommt für Ulrich nimmer auf den Thron!“

Das war zu viel für den württembergischen Burgvogt; seine gewichtvolle Hand fauſte am Ohre des Rathsherrn vorüber auf das Haupt des frechen Bürgers, noch ehe der erstere sich bereitet hatte, dem Papierer die beleidigende Rede zu verweisen. Langsam setzte er sich dann nieder und füllte ruhig, als ob nichts geschehen sei, sein Glas.

Lärmend aber drängten sich die Bürger aus der äußern Stube heran.

„Wagt es, mich zu berühren! ich will euch lehren, einen edlen Fürsten mit loser Rede zu beschimpfen!“ rief der Burgvogt ihnen entgegen, die Hand an's Schwert legend. Der Rathsherr rief zitternd vor Furcht den Bürgern den Befehl zu, ruhig zu bleiben, doch er blieb ungehört. Auch Frau Mechtild eilte abwehrend zwischen die andrängenden Bürger und den Ritter. Der Papierer aber stand, bebend vor Zorn und Scham, unfähig sich zu rühren; aus seinen Augen schossen glühende Blicke auf den Burgvogt.

In diesem Augenblick rief der betrunkene Gerber dem wüthenden Bürger zu: „Stoß ihm das Messer in den Leib, Bastian, laß den Schimpf nicht auf dir sitzen!“ Ein Augenblick, und der vor Zorn wüthende Bürger hatte den Stahl bis an's Hest dem Ritter in die Brust gestossen, noch ehe dieser seine Bewegung nach der Waffe gewahren konnte.“

„Heimlich'sches Städtevolk! — Christ gnade mir — ich sterbe — —“ röchelte der Burgvogt und fiel rück-

wärts in die geöffneten Arme seines Weibes. Schen wichen die andrängenden Bürger zurück. Eine tiefe, schaurige Stille entstand, nur vom Köcheln des Sterbenden unterbrochen. Jetzt stürzten die Knechte herein, welche eben erst den Tumult gehört hatten. Rache-schnaubend wollten sie mit den Waffen auf den Bürgerhaufen einstürmen, ohne der Ueberzahl desselben zu gedenken. Indes war der Burgvogt verschieden; sein blutüberströmtes Weib richtete sich mit Würde auf und gebot den Knechten, der Uebermacht zu weichen und den Leichnam auf die Burg zu tragen.

„Gott sei uns gnädig, das wird die Stadt theuer büßen müssen!“ rief der Rathsherr, während die Wittwe mit staunenswerther Fassung den Entseelten auf die Schultern der Knechte heben half. Schweigend schritt der Zug durch Stube und Hausflur auf die Straße, wo unter ihrer Leitung der Leichnam auf ein Pferd gebracht ward. Darauf stieg auch sie zu Pferde; als der Zug sich in Bewegung setzte, wandte sie sich noch einmal gegen den Bürgerhaufen um und sprach feierlich ernst: „Nicht umsonst wird dies adelige Blut von euch

vergossen worden sein! Um Rache schreit es zu Gott empor, der Herzog aber, den ihr geschmäht, wird seine Macht an euch beweisen und der Verwittweten Sühne schaffen!“

Langsam bewegte sich der Leichenzug fort, und schauerlich tönten die Hufschläge der Kasse noch lange die stillgewordene StraÙe herunter. Der Rathsherr blickte dem Zuge nach, welcher den erstarrten Leichnam desjenigen hinweg führte, der vor kurzem in der heiteren Zuversicht der vollen Manneskraft herangesprengt war. Darauf bezahlte er, ernst den Kopf schüttelnd, dem bestürzten Wirth seine Zeche und sagte: „Ich wollte, du hättest gestern den Schild vom Hause gerissen und dein Schenkrecht auf die Gasse geworfen, damit heute dein Haus nicht Raum geboten hätte für solches Unglück. Hätte ein anderer dem stolzen Papierer eine Ohrfeige gegeben, so hätte man's dankenswerth nennen können, denn er hat deren zehn verdient; nun aber mußte es mit Mord und Todtschlag enden! Reutlingen wird dieses Tages gedenken — die Burgfrau hat Gottes Rache herabbeschworen, der Herzog aber, den sie um Sühne anruft, zehret

in seinem Zorn mit einem Schuldigen zehn Unschuldige auf!"

Hastig machte sich nun der Rathsherr Bahn durch die umstehenden Bürger, aus deren Reihen der Mörder sich schon geflüchtet hatte, und eilte, die Unglücksstätte hinter sich lassend, nach Haus, um das sorgenvolle Gemüth durch Mittheilung gegen sein Weib zu erleichtern. Diese mochte wohl im Stillen bei seiner Erzählung mancherlei denken, wie der Streit hätte vermieden werden können; als ein kluges Weib aber, das den Hausfrieden liebte und nicht durch ein zur Unzeit geredetes Wort im Voraus einem guten, zur rechten Zeit gesprochenen Worte die geneigte Aufnahme verschließen wollte, behielt sie für jetzt, was sie dachte, bei sich und suchte ihren Gemahl über ein Unglück zu trösten, das nun einmal nicht ungeschehen gemacht werden konnte, und seine Gedanken auf die Betrachtung der Maßregeln zu lenken, die vorgenommen werden konnten, um den Grimm des erzürnten Herrn von Württemberg zu besänftigen.

Die Belagerung.

In der Tirnitz zu Stuttgart, der Ritterhalle des Herzogsschlosses, saß Herzog Ulrich mit den Aebten und Prälaten des Landes zu Tische, und wer den fröhlichen Mann sah, wie er lachend Pokal um Pokal leerte und den geistlichen Herren die Zeit durch weltliche Scherze kürzte, der hätte in ihm nicht den Mann vermuthet, über den die Reichsacht gesprochen war, der die Fürsten durch den an Hans von Hutten verübten Todtschlag, sein eigenes Volk durch Härte und Willkür schwer gekränkt und gereizt hatte, dem nun in Maximilian der nachsichtige Herr und geneigte Freund gestorben war. Ein kraftvoller Fürst, voll der schönsten Anlagen, war er mit vierzehn Jahren für mündig erklärt worden und zur Regierung gelangt, ehe Geist und Gemüth in ihm reifen konnten. Eine früh geschlossene unglückliche Ehe verbitterte sein Gemüth, er suchte Zerstreuung in rauschenden Vergnüg-

ungen und fehrte fein Herz von feinem Volke ab. Mit blutiger Härte ſchlug er den Aufruhr nieder, der unter dem Namen des „armen Konrad“ oder „Könz“ unter den verarmten Weingärtlern des Remsthal ausbrach. Zulezt ſah er ſich von dem Freund und Gönſtling verrathen, den er mit aufrichtigem Gemüth geliebt hatte, dem fränkischen Ritter Ludwig von Hutten, und ſtieß auf der Jagd im Schönbuch ihm das Schwert in die Bruſt. Seitdem war auf Antrieb des Adels und der Fürſten die Reichsacht über ihn ausgeſprochen. Doch Kaiſer Maximilian, deſſen Liebling er ſeit ſeiner Jugend geweſen war, der auch dem Schwergereizten zu verzeihen vermochte, hatte die Vollſtreckung der Acht verſchoben.

Nun war der alte Kaiſer in die Gruft getragen worden. Der Herzog gab ein glänzendes Banket ſeinem Gedächtniß zu Ehren. Er barg ein heißes Herz in der Bruſt und hatte den Kaiſer geliebt, aber ſein Stolz ſcheute es, offen ſeine Wehmuth an den Tag zu legen, die von Manchem mißdeutet und als Furcht vor dem künftigen Herrſcher ausgelegt werden konnte,

darum bewahrte er eine heitere Stirne und zeigte sich eifrig im Turnieren und Becherklingen.

Schon graute der Morgen, und noch war fröhlicher Lärm in der Tirniz, als ein reitender Bote von der Achalm anlangte, welcher dem Herzog die Nachricht brachte, daß sein Burgvogt am vergangenen Abend in Neutlingen erschlagen worden sei. Nur wer Ulrich kannte, vermochte sich in den furchtbaren, raschen Wechsel zu finden, der in seinen Mienen sich kund gab; das fröhliche Feuer des Angesichts verwandelte sich in zuckende Blitze, die glatte Wölbung der Stirne fürchte sich, dem sturmdurchwühlten Spiegel eines Sees gleich, die Lippen, von denen so eben noch heitere Scherze geflossen, verfärbten sich und die Zähne knirschten. So stand er, wie ein zürnender Donnerer, und um ihn die Prälaten, stumm, gebeugten Hauptes, als fürchte Jeder, der tödtende Blick möchte ihn treffen.

Der Erschlagene war Ulrich als Jugendgenosse besonders werth gewesen. Eine Weile kämpften mannigfache Erregungen stürmisch in seinen Mienen. Dann rief er mit dumpfer, zornestückter Stimme seinen Schloßhauptmann, der mit andern Rittern an der

Tafel faß, und befahl ihm, rasch Sturm zu schlagen, um das waffenfähige Volk zusammenzurufen.

„Sturm? Euer Gnaden wollen doch nicht — verzeiht, gnädigster Herr, ohne Wissen der Landschaft —“

Den Sprecher unterbrach des Herzogs donnernde Stimme: „Hast du zu fragen, was ich will? Bei den Seelen unserer Ahnen, du hast nur zu eilen und unsere Befehle zu erfüllen! Wenn Ulrich von Württemberg das Hornissenest zerstören will, das ihn lange genug gereizt, so fragt er weder Landschaft noch Kaiser darum!“

Des Herzogs Auge rollte unheimlich; der ehrliche Ritter verließ eilends den Saal, in dem es plötzlich wieder stille geworden war, denn keiner der Anwesenden getraute sich, ein Wort einzuwenden. Draußen vor der Thüre aber machte der Ritter der gewaltsam unterdrückten innern Bewegung Luft, stieß sein Schwert grimmig zu Boden und sprach: „Gnade Gott den Neutlingern! möchte nicht mit ihrer Haut tauschen! Dem Herzog genad er auch, es fehlt ihm nichts mehr, als daß er sich in blinder Hitze zu dem Haß der Fürsten auch noch die Reichsstädte auf den Hals

zieht! Hat mich doch sein Anblick an den Tag gemahnt, da er von Huttens Leiche hinweg auf uns zurück ritt! Die Herren aber, welche gleich bei der Hand sind, wo ein flotter Schmaus winkt, und die Hände gerne nach allem ausstrecken, was nicht ihres Amtes ist, wie haben sie geschwiegen in feiger Furcht, da es doch galt, Kraft ihres Amtes einen Zornwüthenden von dem Abgrund zurückzuziehen, in den er sich und eine ganze Stadt voll Unschuldiger zu stürzen im Begriff ist! Gesegne ihnen Gott das Mahl — und nun fort und dreimal Sturm geschlagen, daß die Bürger aus dem Morgenschlase geschreckt werden, als brenne ihre Stadt an vier Ecken! Dann aber segne der Böse die ganze Heersfahrt, die er doch erregt hat!“

Rasch kam auf das dreimalige Sturmeszeichen die gesammte freitbare Mannschaft Stuttgarts zusammen, zu Fuß und zu Pferd. Der Herzog warf sich eilig in einen Kürasch und trat an ihre Spitze, darauf ordnete er sie seinen Rittern zu und brach mit Sturmes-eile nach Neutlingen auf. Auch in den benachbarten Nemetern ließ er eilig Sturm schlagen, als gälte es,

gegen einen Reichsfeind die Grenzen zu schützen; in den entfernteren ließ er wenigstens zur Rüstung mahnen. Am andern Tage folgte dem Herzoge auch das schwere Geschütz, das nicht gleich bereit gewesen war, und ehe die Neutlinger nur zur Besinnung gekommen waren, stand der zürnende Fürst schon vor ihren Mauern; in den zur Stadt gehörigen Dörfern aber hatten seine Bögte schon die Huldigung für den Herzog erzwungen. Man sah, der Herzog wollte das Verbrechen, das ein Einzelner an einem seiner Diener begangen hatte, als eine Beleidigung seiner fürstlichen Würde an der ganzen Stadt rächen. Die Stadt war von einem furchtbaren eisernen Neze umzogen, und schon am folgenden Tage waren des Herzogs Geschütze in Thätigkeit gegen dieselbe, während der Herzog sie zur Uebergabe auffordern ließ mit der Bethuerung, er werde nicht ablassen, und sollte er sein halbes Herzogthum an der Stadt verschießen.

Ein Anerbieten der Stadt, ihm jegliche Genugthuung zu geben, den Mörder auszuliefern, auch die Kosten des Zuges zu erstatten, wies er rund ab. Auf so widerrechtliche Weise angegriffen, ohne giltigen

Grund und ohne vorhergegangenen Fehdebrief, rüstete sich die Stadt zur Gegenwehr, freilich nicht mit dem frischen Muthe, welchen das Gefühl der Kraft und Ueberlegenheit verleiht, sondern in der lähmenden Ueberzeugung gänzlicher Hilflosigkeit und völliger Vergeblichkeit aller Anstrengungen, abgeschnitten von jeglichem auswärtigen Beistand, der Hilfe ihrer Dörfer und gegen hundert abwesender Bürger entbehrend, ohne irgend welche Schuß gewährende Bertheidigungsanstalten.

Raum war es ihnen möglich gewesen, den benachbarten Reichsstädten Ulm und Eßlingen Boten zu senden, aber dieselben kamen nach einigen Tagen mit der Antwort zurück, die Reichsstädte haben erklärt, sie wollen den Fuchs nicht beißen. Während des langen Reichsfriedens waren in Neutlingen weder Mauern noch Geschütze im rechten Stande erhalten worden und waren daher nicht fähig, jetzt rasche und entschiedene Gegenwehr zu leisten. Ein starker Ausfall wurde in der zweiten Nacht versucht, aber die Vorstädte brannten nieder und die Mannschaft hatte Mühe, sich mit heiler Haut in die Stadt zurückzuziehen. Die Bürger sahen

ihr Eigenthum zerstört, den Wohlstand der ganzen Stadt gefährdet, denn die Belagerer, deren Zahl sich durch die allmählich anrückende Mannschaft aus den entfernteren Aemtern täglich mehrte, waren eifrig damit beschäftigt, Mühlen und Fabriken zu zerstören und der Stadt alles Wasser abzugraben, während die Geschütze fortwährend gegen sie spielten.

Der Herzog selbst ging trotz der Kälte den Tag über im Lager umher, besichtigte, leitete und beschleunigte das Werk der Zerstörung. Nacht für Nacht hindurch umzog die Stadt ein Gürtel von Wachtfeuern.

VI.

Auf der Wacht.

„Wach auf, Georg!“ — Wie das junge Blut schläft! — Wach auf, sie beschießen die Stadt!“

Mit diesen Worten trat die alte Ahne zum Bette ihres Enkels, des jungen Gerbers, der vor sechs Tagen

von seiner Reise noch rechtzeitig zurückgekommen war, ehe der Zugang zur Stadt durch die Belagerer versperrt wurde. Er hatte sofort das Schurzfell mit dem Kürass vertauscht, kämpfte bei dem Ausfall unter den vordersten Reihen und stand Tag für Tag auf den Wällen. Erst nach Mitternacht war er wieder heimgekehrt, darum überhörte er in festem Schlafe selbst den Donner der Geschütze.

Jetzt eben krachte ein neuer Schuß durch die Luft und schlug mit polterndem Geräusch neben dem kleinen Hause in den Boden. Der junge Mann erwachte und sprang rasch vom Bett auf, in das er sich halb angekleidet geworfen hatte.

„Heute wird's ernst, Ahne,“ sprach er; „schon sind die Mauern vielfach geschädigt. Das weiß der Herzog, darum läßt er Sturm laufen. Aber seine Lanzenknechte sollen sich blutige Köpfe holen; wo die Mauer Lücken hat, da stehen wir Bürger fest wie die Steine!“

„Du bist gutes Muths, Georg,“ antwortete die Ahne, „aber seit so viele Bürger Verlust an Hab und Gut erlitten haben, mag auch deren Muth niedergeschlagen sein.“

„Hab nicht Sorge darum, Ahne,“ versicherte der

feurige Jüngling; „die Bürger streiten um Haus und Herd, um Weib und Kind, da ist keine Gefahr, daß sie weichen. Erschrick nur du nicht gar zu sehr, Ahne, wenn die groben Kugeln dahersausen. Wage dich ja nicht auf die Gasse; am besten gingest du hinüber in des Rathsherrn Haus. Da ist ein festes Kellergewölbe, das Viele bergen kann.“

Während dieses Zwiegesprächs hatte der junge Mann schwere Schuhe und ein Lederwamms über die Unterkleider angelegt, darüber den Brustharnisch geschnallt und die Sturmhaube auf's lockige Haupt gestülpt; dann trat er in das anstoßende Stübchen, wo die alte Frau eben die dampfende Morgensuppe auf den Tisch setzte und den Elenden mit den Worten nöthigte: „Iß doch erst, Georg, das hält dich warm. Um mich,“ fuhr sie mit wehmüthigem Lächeln fort, „sorge dich nicht, meine Tage sind gezählt, aber du bleibe dessen eingedenk, daß du eine alte Ahne hast, die ohne dich verlassen wäre, und eine junge Braut, die du an den eigenen Herd führen sollst.“

Georg lachte fröhlich bei diesen Worten. „Ja, an

ben eigenen Herd," wiederholte er aufstehend; „weißt du, Ahne, daß die Agnes sagt, in unserem Stüblein sei ihr wohler und heimischer, als in dem prächtigen Hause des Rathsherrn? Und dich, Ahne, wird uns Gott noch recht lange erhalten, wenn du nicht mehr alle Arbeit allein thun mußt. Ich mag gar nicht daran denken, daß eine Zeit kommen könnte, in der du nicht mehr bei uns wärest.“

Der Klang der Sturmglocke war hörbar.

„Man läutet die Mannschaft zusammen! Nun ist's Zeit, daß ich gehe. Grüß mir die Agnes, Ahne,“ rief Georg, indem er rasch vom Tisch aufstand, die Streitart zur Hand nahm, welche neben ihn gelehnt stand, und eilig das kleine Haus verließ.

Als Georg zu dem Ball kam, wo sich die Bürgerschaft sammelte, fand er nicht die muthige Zuversicht vorherrschend, die sein ehrliches Herz befeelte.

Er nahm mißmuthige Mienen und finstere Blicke bei den Männern wahr, sah Waibel und Hauptleute sorgenvoll zusammen sprechen.

Indessen wurden Wall und Mauern so stark be-

setzt, als die Zahl der Mannschaft gestattete. Georg, stark von Gliedern, wurde mit drei andern Bürgern zu einem der Geschütze gestellt, die auf dem Wall auf-gepflanzt waren. Unter Anleitung eines älteren Mannes wurde dasselbe geladen und abgefeuert.

Georg, so mild und friedliebend sonst, war jetzt entflammt von Kampflust und triumphirte, als das Geschütz mit donnerndem Hall sich entlud. Kopfschüttelnd murzte sein Nebenmann: „Hilft all nichts, wir müssen uns doch übergeben.“

„Sagt das nicht, Meister, es kann ja euer Ernst nicht sein!“ rief Georg aus.

„Hast gut reden,“ versetzte der andere, „du bist ein junger Kerl, hast nicht Weib noch Kind und wenig zu verlieren.“

„Ja,“ stimmte der dritte Mann ein, „wenn nun vollends die Brandkugeln hereinfliegen, die der Kanzler Volland für den Herzog erfunden hat; mög' er dafür selbst in der Hölle brennen! Uns ist das Wasser abgegraben; wenn eine Feuerbrunst ausbricht, so ist unsere ganze Stadt verloren.“

Berwundert vernahm Georg diese Reden seiner Nebenmänner, die geachtete Bürger der Stadt waren. Sein ehrliches Gemüth konnte es nicht fassen, wie andere sich weigern konnten, Gut und Blut für die Vaterstadt hinzugeben. Doch der rasche Ruf des WaiBELS rief ihn aus seinem bekümmerten Nachdenken empor; es galt, das schwerfällige Geschütz frisch zu laden, und hiezu waren Georgs starke Arme nöthig.

Stunde um Stunde verrann; tapfer vertheidigten die Bürger ihre halbzertrümmerten Mauern. Um die Mittagszeit wurden die Posten gewechselt. Auch Georg sollte von seinem anstrengenden Dienste abgelöst werden; doch er erbat sich's als Gunst, an seinem Posten bleiben zu dürfen, und gerne wurde ihm dies gewährt.

Willig trat der junge Bürger, der seine Stelle ausfüllen sollte, zurück.

Der WaiBEL, der ebenfalls auf seinem Posten blieb, legte Georg die Hände auf die Schulter mit den Worten: „Hast recht gethan, wackerer Bursch. Wüßte nicht, wie ich sollte mit dem feinen Herrn zurechtkommen, den sie mir statt deiner gesandt haben.“

Einer seiner Nebenmänner aber, die abgelöst wurden, ein wackerer Seifensieder, mahnte beim Abschied: „Gönne dir immerhin eine kleine Mittagrast, junger Bursch, und schau, ob in deiner Ahne Haus was für dich zurecht gestellt ist. Essen und Trinken, sagt man, hält Leib und Seel zusammen.“

„Hat keine Gefahr für mich, Meister,“ lachte Georg, „werde nicht so bald erliegen.“

Wieder ging Stunde um Stunde dahin; der kurze Wintertag schwand und die Nacht senkte sich nieder; immer noch stand Georg auf seinem Posten, er fand keine Zeit, nach Haus zu eilen, doch ward er allmählich inne, daß der Meister Seifensieder nicht so Unrecht gehabt; es kostete ihn große Anstrengung, den Dienst am Geschütz zu versehen, den er Morgens mit Leichtigkeit vollführt hatte; der Hunger rührte sich und er verspürte deßhalb die Kälte viel mehr; zugleich peinigte ihn ein brennender Durst, hervorgerufen durch die scharfe Luft und die stete Anstrengung.

„Es hilft nichts, ich muß es aushalten, kann den Posten nicht verlassen,“ sprach er bei sich. Da hörte er eine

schüchterne Stimme seinen Namen rufen, und als er sich umschaute, sah er am Fuße des Balles Agnes stehen, die eine dampfende Kanne und ein Körbchen in der Hand trug.

„Du wagst dich hieher, Agnes? Sage, du hast hoffentlich keine schlimme Botschaft zu bringen? Ist der Ahne nichts widerfahren?“ rief er aus, indem er herzutrat.

„Gott sei Dank, nein,“ antwortete die Maid; „sie wollte sich selbst auf den Weg machen, dir ein Abendbrot herzutragen, da du seit heute früh nicht heimgekehrt bist; das habe ich aber nicht geduldet; es ist der Kugeln wegen nicht sicher in den Gassen zu gehen. Die Frau Rathsherrin hat mir's erlaubt, an der Ahne Statt zu gehen; sie schickt dir hier heißen Würzwein, dich zu wärmen, und ein Stück Braten zum Brot.“

Mit diesen Worten packte Agnes das Körbchen aus und bot Georg die Speisen an. Dieser griff zu allererst nach dem Krüge, nahm einen tüchtigen Zug und reichte ihn dann dem Waibel, der, wie er selbst, sich keine Zeit genommen hatte, nach Haus zu kehren.

Auch den Imbiß theilte er mit demselben. Stehend verzehrten sie ihn, der Waibel an das Geschütz gelehnt, Georg neben Agnes stehend, die ihm berichtete, wie es im Innern der Stadt stehe, und wie durch unausgesetzte Wachsamkeit bis jetzt noch der gefürchtete Ausbruch eines Brandes verhütet worden sei.

Noch redeten sie, als, getroffen von einem wohlgezielten Achtundvierzigpfünder der benachbarte Thurm mit furchtbarem Geträch zusammen stürzte. Rings flogen die Trümmer umher, fielen dicht neben Georg und der Maid nieder, erschlugen den Waibel und warfen das Geschütz von der Mauer herab in den Graben.

Während die Maid vor Schreck fast bewusstlos stand, sprang Georg ohne Zaudern seinem Kampfgesossen, dem Waibel, bei. Aber bald kehrte er zu Agnes zurück mit den Worten: „Ihm frommt keine menschliche Hilfe mehr, er ist todt.“

„Nur wenige Schritte von dir, Georg; eben so gut hätte es dich treffen können!“ rief die Maid erschüttert aus.

„Kein Zweifel, Agnes,“ sprach der ehrliche Bursche, „aber meine Pflicht ist's, hier zu stehen, und was hat auch der Tod eines armen Burschen, wie ich bin, heute, wo die ganze Stadt in Gefahr ist, zu bedeuten?“

„Für die ganze Stadt mag es wenig bedeuten, Georg, aber wie soll die Ahne leben ohne dich und wie ich?“ antwortete Agnes.

„Wir wollen's Gott anheimstellen, Agnes,“ versetzte Georg; „meiner Pflicht aber muß ich folgen. Gehe heim, grüße die Ahne vielmals und seid beide getrost; wie Gott es fügt, muß es für uns alle gut sein.“

Die Maid widerstrebte den Worten ihres Verlobten nicht. Hand in Hand nahmen beide Abschied auf Tod und Leben, dann eilte sie, nach dem Rathsherrnhaus zurückzukehren, wo die Kinder Aufsicht und Pflege entbehrten.

VII.

Die Brandkugel.

Ein Schall gleich einem Donnerschlag erdröhnte; über dem Haupt der heimwärts eilenden Maid fauste eine Kugel hin, dann flammte Feuerschein durch die Luft und in der Gasse scholl lauter Jammerruf.

„Eine Brandkugel war's!“ riefen mehrere Stimmen.

„Sie hat gezündet in Finkhs, des Rathsherrn, Haus,“ stimmten andere ein.

Rascher eilte Agnes vorwärts; jetzt erblickte sie das Haus und sah die rothe Flamme aus dem Giebel lodern; als sie athemlos die Schwelle erreichte, kamen auch schon die Nachbarn mit Feuerhacken herzugeeilt, um das brennende Gebälke niederzureißen. Ohne um sich zu schauen, eilte die treue Maid die Stiege empor zur Wohnstube, wo Frau Gertrud mit Hinterlassung aller Habe nur ihre Kinder zu retten bemüht war, die erst aus tiefem Schlummer geweckt werden mußten.

„Noch ist der Rathsherr fern auf seinem Posten

am Wall; Gott sei Dank, daß nur du kommst!“ rief die geängstete Frau der herbeieilenden Agnes zu und warf ihr den in sein Kissen eingebundenen Säugling in die Arme. Sie selbst belud sich mit zwei andern, kaum zwei- und dreijährigen Kindern, faßte noch ein vierjähriges Mägdlein an der Hand und hieß die beiden ältern Knaben folgen. Eilig verließen sie das Haus, das schon von dichtem Rauch erfüllt wurde.

Erst als sie die Straße erreicht hatten, rief Frau Gertrud aus: „Gott verzeihe mir, die Ahne ward vergessen!“ Sie schaute sich hilfesuchend unter den herzugeeilten Nachbarn um; Agnes aber legte rasch entschlossen den Säugling im Kissen auf die Schwelle des Nachbarhauses nieder und eilte in's brennende Haus zurück, unterwegs ihr Taschentuch in den fließenden Brunnen tauchend, um Nase und Mund vor dem Rauche zu schützen.

Schon füllte dichter Qualm Treppen und Hausgänge; mit Mühe tastete sie sich empor bis zum Giebel, wo die alte Rathsherrin ihre Wittwenstube hatte. Sie hörte die alte Frau ein Sterbegebet stöhnen.

„Frau Ahne, auf! Ihr sollt nicht elend im Brand verkommen,“ rief sie, in die Stube stürzend, ihr zu. Mit jugendkräftigen Armen hob sie die gichtkranke Greisin aus dem Bett empor und lud sie auf ihre Schultern. Darauf schlug sie zum Schutz gegen die Flammen noch eine Decke um sie und eilte mit ihr durch den schon in Brand stehenden Hausgang der Treppe zu. Die Flammen schlugen ihr entgegen und versengten ihr Haare und Kleider; so viel sie konnte, schützte sie sich mit dem nassen Tuche und trug festen Schrittes ihre Bürde, bis sie die Gasse erreichte, wo der Rathsherr eben, vom Ball heimkehrend, ihr entgegeneilte und seine Mutter aus ihren Armen nahm. „Lebt Ihr noch, Mutter?“ rief der stolze Mann erschüttert, indem er die Decke auseinanderriß.

Die alte Frau schöpfte tief Athem in der freien Luft, dann sprach sie schwach: „Mich hat die Flamme nicht geschädigt — schau nach der Maid!“

Erst jetzt sah der Rathsherr, daß Agnes ohnmächtig zu Boden gesunken war, erschöpft von Anstrengung und Schmerz. Arme und Hände hatten

tiefe Brandwunden, die Haare waren ihr auf dem Haupte verbrannt, und die brennenden Kleider fielen in Stücken von ihrem Leibe.

Während er ihr dieselben abriß, um seinen eigenen Noth um sie zu legen, und von Frau Gertrud unterstützt die Wunden mit Schnee kühlte, erzitterten die Häuser ringsum von einem neuen dröhnenden Schlag; eine glühende Brandkugel, größer als die vorhergehende, fiel funkensprühend inmitten der Gasse nieder.

„Das ist eine von Kanzler Bollands höllischen Kugeln — rette sich, wer kann, ehe sie platzt!“ rief einer aus der Menge, und alles wich zurück. Die Männer warfen die Feuerhacken nieder und flüchteten, Frau Gertrud zog ihre Kinder unter den Schutz eines Hauses und der Rathsherr trug seine Mutter hinweg; nur eine unerschrockene Jünglingsstimme rief: „Was jagt ihr doch? herbei, ihr Männer, und helft mir löschen, ehe das feurige Ungethüm uns noch die ganze Stadt in Brand setzt!“

Es war Georg, der, vom Feuerlärm gerufen, auf den Brandplatz herzugeeilt kam; er hielt einen Mann

fest, der ihm in raschem Laufe geradezu in die Arme gerannt war.

Doch heftig entriß sich dieser seinen Händen mit dem Rufe: „Lösch' du selbst, wenn du des Todes sein willst —“ und jagte mit eilenden Füßen davon.

Georg schaute ihm flüchtig nach und erkannte in ihm Barthel, den zerlumpten Gerber. „Lauf, du Tropf!“ rief er zürnend; „Unglück herbeizuführen hattest du ein großes Maul, aber wo es zu retten gilt, fällt dir das Herz vor die Füße!“

Indessen kamen einige Männer herzu und halfen ihm die glühende Kugel mit Schnee bedecken. Zischend verzehrte der metallene Vulkan das darauf Geworfene, und sprühte nur rascher und heller. „Das löscht sie nicht! eilet und schaffet rasch etliche Schaufeln Dung herbei!“ rief Georg, und schon warfen zehn geschäftige Hände aus einer nahen Dunglege das Verlangte herbei. Georg suchte die Kugel damit zu decken; es gelang, die Funken waren erstickt, aber ein qualmender Dampf erhob sich, der wirbelnd aufstieg und den Umstehenden den Athem benahm. „Es ist zu spät, sie zerspringt!“

rief einer der Umstehenden, und auf's Neue wichen alle zurück. Georg wollte zu größerer Sicherheit nur noch eine Ladung des erstickenden Dinges auf die Kugel werfen. Ein neuer Qualm des Rauches erhob sich; Georg trat zurück, ein furchtbarer Knall erschütterte die Luft — die Kugel war in Stücke zersprungen, die weit umhergeschleudert wurden. Ein gemeinsamer Angstschrei der Umherstehenden drang gellend durch die Luft; jedes wähnte sich getroffen und erwartete in demselben Augenblick den Tod. Der Rauch verschwand, und mit freudigem Erstaunen sahen sich alle unverletzt. Drüben aber in der Mitte des Platzes, nicht weit von dem Orte, wo die Kugel gelegen, lag ein blutiger Leichnam mit zerschmettertem Schädel — es war Georg.

 VIII.

Im Tode vereint.

Die furchtbare Nacht ging zu Ende; noch ehe aber der anbrechende Tag — es war der 28. Januar

1519 — über den Stätten des Jammers und der Zerstörung anbrach, versammelte sich der Magistrat auf dem Rathhause, denn die geängstete Bürgerschaft rief dringend nach schleuniger Uebergabe.

Einige Stunden später zog Herzog Ulrich zu den Thoren der Stadt ein, feierlich empfangen vom Magistrat und der Geislichkeit. Erst zog er in die Kirche, wo das Te Deum gesungen wurde, sodann begab er sich auf den Markt, um sich huldigen zu lassen, zer- schlug dann der Stadt Siegel und Wappen und gab ihr ein württembergisches Stadtwappen, indem er ihr allergnädigst ihren Rang unter den württembergischen Landstädten anwies. Er löste nun durch einen Macht- spruch den reichsstädtischen Magistrat auf und über- trug dessen Aemter Leuten aus seiner Umgebung, welchen er, um alle etwa wieder aufstauende Freiheits- gelüste im Keime ersticken zu können, durch eine ansehnliche Besatzung, die er zurückließ, Schutz gewährte und Gehorsam verschaffte. Endlich ließ er die Ge- wölbe und Truhen der Stadt aufbrechen und all ihr Silbergeschirr, Geld, Kleinodien und geheime Brief-

schaften wegnehmen und in sein Schloß nach Tübingen führen.

Während der Rathsherr Finkh dem neuen Herrn den Hulbigungseid ablegte und mit seinen bisherigen Amtsgenossen den herzoglichen Beamten Schlüssel und Akten übergab, hatte seine Familie ein Augenblickliches Obdach im kleinen Hause der Wittve Kupp gefunden, die sich zu andern Zeiten nicht wenig auf diese Ehre hätte zu gut thun mögen. Jetzt dachte sie nicht daran, denn weinend stand sie am Bette der sterbenden Tochter, die sie im Leben so wenig werth geschätzt hatte. Frau Gertrud war eifrig bemüht, durch kühlende Umschläge die Schmerzen der Brandwunden zu lindern; neben dem Bett aber saß betend die alte Rathsherrin. Unter Thränen rief sie wiederholt aus: „Gott tröste dich, armes Kind, warum mußtest du dein junges Leben um mein gebrechliches Alter wagen?“

Die Maid aber schlug die Augen auf und sprach vernehmlich: „Beklagt mich nicht; ihr habt mir Gutes erzeugt von meiner frühen Kindheit an — nicht reut mich, daß ich Euch gerettet. Denket meiner in Liebe —

forgt für meine Mutter — und für Georgs Ahne, die nun verlassen ist — —.“ Mühsam hatte sie die letzten Worte gesprochen. Kurz darauf ging der letzte Seufzer über ihre Lippen; der Ausdruck des Schmerzes verschwand in dem bleichen Gesicht, das still und friedlich wie im Leben anzuschauen war.

Frau Gertrud tröstete die wehklagende Mutter durch die Versicherung, daß sie ihr und ihren andern Kindern die von Agnes bewiesene Treue lohnen werde.

Still drückte während dessen die alte Rathsherrnwittwe der Maid, die sie mit Wohlgefallen hatte vor sich aufwachsen sehen, die stillen Augen zum letzten Schläfe zu.

Nebenan im kleinen Wittwenhause der Nachbarin lag eben so still auf weißen Linnen der Leichnam Georgs. Das jugendlich kräftige Herz hatte aufgehört zu schlagen, die regsamten Arme lagen gekreuzt und starr auf der Brust. Neben dem früh Erblasten, der die Stütze und Freude ihrer alten verlassenen Tage gewesen war, stand die alte Ahne und umkränzte das vom Blute gereinigte Haupt des

Jünglings mit einem Rosmarinzweig. Dann die Leiche mit dem weißen Tuche bedeckend, das sie einst zur Taufe ihres ersten Kindes mit seidenen Blumen umnäht hatte, faltete sie die Hände und sprach: „Schlafe süß, mein Herzenssohn, du bist wohl einen schönen Tod gestorben! Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen — der Name des Herrn sei gelobet!“

Neben einander wurden die Nachbarfinder — im Tode vereint — unter zahlreichem Geleite der Mitbürger zu Grabe getragen; die im Leben so wenig Beachteten wurden im Tode gerühmt und geehrt; ihr Gedächtniß wurde noch lange in Ehren gehalten. Frau Gertrud bepflanzte alljährlich die Gräber neu mit Blumen, und ihre Kinder spielten gerne in deren Nähe ihre fröhlichen Spiele.

Bald folgte Georgs greise Ahne dem geliebten Enkel nach; noch lange Jahre aber lebte des Rathsherrn verwittwete Mutter und erzählte oft den horchenden Enkeln und Urenkeln von den schrecklichen Tagen der Belagerung und von dem tapfern Jüngling, der

sich für seine Vaterstadt, und der treuen Maid, die sich für ihre Herrin geopfert hatte.

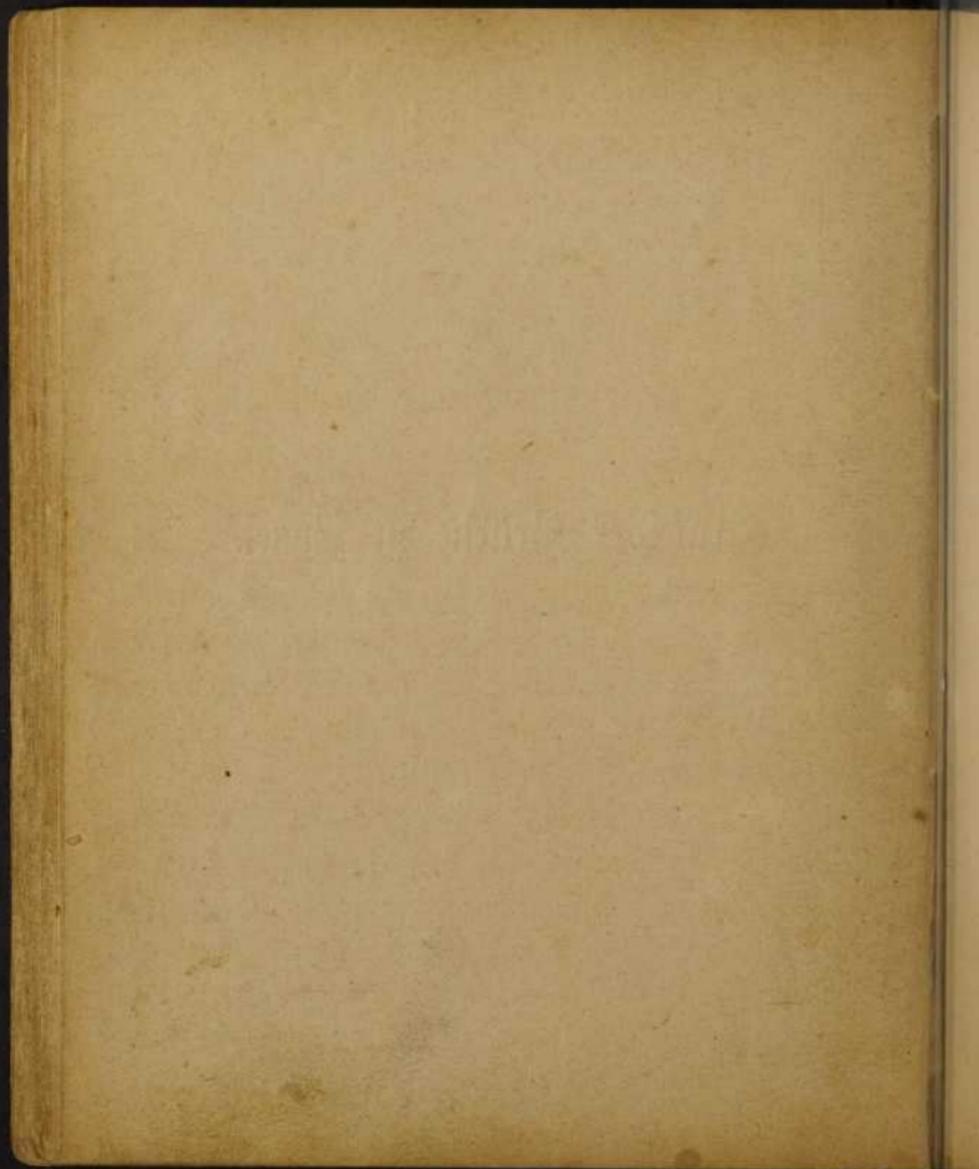
Herzog Ulrich war inzwischen längst des Landes verjagt; Neutlingen war wieder zur Reichsstadt erhoben und reichlich aus württembergischen Landesgütern entschädigt worden.

Da aber der Herzog nach fünfzehn schweren Jahren der Verbannung als ein anderer Mann wieder in das Erbe seiner Väter heimzog, um demselben das köstliche Kleinod der reinen evangelischen Lehre zum Gruße zu bringen, war die Reichsstadt Neutlingen die erste unter seinen Nachbarn, die ihn freudig bewillkommte und sich mit ihm verband, und gemeinsam führten sie das edle Werk der Reformation zu Gottes Ehre und ihres Landes Heil aus.

Fortan lebten die Fürsten von Württemberg in freundnachbarlichem Vernehmen zu der Reichsstadt Neutlingen, bis diese Jahrhunderte später, in Vollziehung des Friedens von Lüneville, am 25. Februar 1803 mit andern schwäbischen Reichsstädten, unter denen namentlich Eßlingen, Nottweil, Hall und Heilbronn zu

nennen sind, dem württembergischen Landesverband zugeheilt wurde. Zu neuer Blüte erwacht ist sie eine der gewerbthätigsten und wohlhabendsten Städte Württembergs, und nur verflungene Erinnerungen erzählen noch von der alten reichsstädtischen Zeit und ihren Kämpfen.

Auf der Brücke zu Basel.



I.

Meine Stunde wird kommen.

„Leon! — Ich wiederhole dir, ich fasse dich nicht! Du verträumst schwachvoll deine Zeit. Alle Welt strebt jetzt vorwärts zu kommen, sei's in der Armee, in der Diplomatie, oder am Hofe — du aber — —“

Seufzend hielt Frau von Chamilly bei diesen Worten inne und fächelte sich das von der lebhaften Rede erhitzte Gesicht mit dem spitzenbesetzten, stark nach Orangeblüten duftenden Taschentuch.

„Gnädige Mama,“ versetzte sorglosen Tones der elegante junge Mann, der ihr gegenüber in einem Lehnstuhl saß, dessen blauer Sammtüberzug, wie der des Ruhebetts und der übrigen Möbel stark abgebleicht war und wohl einer Erneuerung bedurft hätte; „gnädige Mama, wohl ist mir bewußt, daß ich die Ver-

pflichtung habe, die heruntergekommene Familie der Chamilly wieder emporzubringen. Mir selbst liegt wahrlich daran, denn ich liebe das Vergnügen und hasse die Einschränkungen, zu denen ich mich häufig gezwungen sehe. Aber zur Armee passe ich nicht; meine Constitution ist nicht stark genug, die Strapazen eines Feldzuges zu ertragen; für die Laufbahn eines Diplomaten fehlt es mir an den nöthigen Studien, auch bin ich nicht eben ein Freund der Arbeit; um am Hofe empor zu kommen, fehlt mir's zur Zeit an einem mächtigen Gönner. Seien Sie demungeachtet getroßt, Mama, meine Stunde wird kommen. Sie wissen, daß ich dem Minister Louvois meine Dienste angetragen habe.“

„Die er bis jetzt keiner Beachtung werth gehalten,“ unterbrach ihn Frau von Chamilly mit Ungebuld; „du wirst lange warten können, bis der Minister deiner bedarf.“

„Louvois bedarf gar mancherlei Leute; er wird sich auch meiner erinnern, ich bin täglich seines Rufes gewärtig.“

Ein Lächeln spielte, während er sprach, um die Lippen des jungen Mannes; ungewiß, ob er in Scherz oder Ernst spreche, blickte die Mutter ihm forschend in's Gesicht; er aber erhob sich rasch und sprach, in einen andern Ton einlenkend: „Ich muß mich beurlauben, gnädige Mama, ich sehe heute eine kleine Gesellschaft von Freunden in meiner Junggesellenwohnung.“

„Ja,“ versetzte Frau von Chamilly unwillig, „du lebst der Gesellschaft und dem Vergnügen, während ich meine Mittel ängstlich zu Rathe halten muß und nicht einmal deine Schwestern anständig in der Welt einführen kann. Was soll aus ihnen werden? Wie sollen sie sich standesgemäß verheirathen können, wenn in meiner Wittwenwohnung ihre Jugend wie in klösterlicher Abgeschlossenheit verblüht?“

„Unnöthige Sorge, Mama! Sobald ich mein Glück gemacht habe, werde ich sie ausstatten, und an Bewerbern soll's ihnen nicht fehlen. Guten Abend, meine gnädige Mama!“

Mit der Gewandtheit eines vollendeten Hofmanns hauchte er einen leichten Kuß auf ihre Hand und eilte

hinweg, indem er Bruchstücke aus einer beliebten Opern-
arie trillerte.

Die Mutter schaute ihm halb stolz, halb un-
friedigt nach, indem sie für sich sprach: „An Geist
und Gewandtheit gebricht es ihm nicht. Wenn der
Minister sich seiner erinnert, wäre es nicht unmöglich,
daß er rasch sein Glück machen und mit sich uns aus
der Dunkelheit emporheben würde.“

Sich nach der aufregenden Unterredung zu erholen,
legte Frau von Chamilly sich auf dem Ruhebett zurück
und nahm ein auf dem Nebentische liegendes Buch zur
Hand, einen Roman, in dessen lebhaftes Schilderungen
sie sich bald vertieft hatte.

Frau von Chamilly war vor Jahren mit ihrem
Gemahle aus der Provinz, wo sie begütert waren,
nach Paris gekommen, um sich am glänzenden Hofe
des damals noch jugendlichen Ludwig des Vierzehnten
vorstellen zu lassen.

Beiden hatte das Leben am Hofe mit seinem steten
Wechsel aufregender Vergnügungen so gut gefallen,
daß sie sich bleibend zu Paris niederließen. Als aber

nach zwei Jahrzehnten Herr von Chamilly unerwartet starb, fand sich, daß seine Güter zum großen Theile mit Schulden belastet waren, da seine Jahreseinkünfte für die Ausgaben eines Lebens am Hofe nicht zureicht hatten. Der Wittwe und zwei Töchtern blieb nur ein kleines Leibgedinge, dem Sohne und Haupterben ein mäßiges Vermögen, womit er zwar ein sorgenloses Junggesellenleben führen, keineswegs aber einen größeren Haushalt in glänzender Weise bestreiten konnte. Indessen fehlte es ihm nicht an Freunden, er hatte Geist und Gewandtheit, darum war seit Jahren die Hoffnung der Mutter darauf gerichtet, daß durch ihn der alte Glanz der Familie wieder hergestellt werden könne.

 II.

Ein geheimer Auftrag.

Leon von Chamilly hatte in einer der Hauptstraßen von Paris eine eigene Wohnung inne, die

weit besser eingerichtet war, als die seiner Mutter, deren verblichene Pracht an vorüber gegangene Zeiten des Glanzes erinnerte. Zurückgekehrt, verweilte er eine kurze Zeit in seinem Ankleidezimmer, aus dem er neu frisirt und umgekleidet in blauem Sammtrock mit silbergestickter Weste und grauseidenen Beinkleidern, eine Brillantnadel im spitzenbesetzten Jabot, hervortrat, um mit verbindlichster Miene den kleinen Zirkel seiner Gäste zu empfangen. Bald waren die jungen Leute in größter Heiterkeit um das nicht üppige, aber feine Mahl versammelt; geflügelte Witzworte und Neuigkeiten, meist aus Hofkreisen, gingen rasch in der Runde und belebten die Gesellschaft. Als der heiterste zeigte sich Herr von Chamilly, und keine Miene verrieth, ob er noch an das Gespräch denke, das er vor Kurzem mit seiner Mutter gehabt hatte.

Mehrere Stunden waren verflossen, und längst war es Nacht, als ein Reiter durch die dunkeln Straßen daher gesprenkt kam und am Portale des Hauses abstieg. Mürrisch erhob sich der Portier, der eben zum ersten Schlummer eingickt war, und fragte, durch das

kleine Fenster am Portale blickend, nach dem Begehr des Ankömmlings.

Doch kaum hatte der Reiter ihm kurze Antwort gegeben, als der dicke Thürwächter in hastiger Dienstbeflissenheit das Thor öffnete und auch das Pferd in Empfang nahm, von dem der Reiter schon abgestiegen war. Schnell rief er einen Diener aus dem Innern des Hauses herzu und wies ihn an: „Monsieur soll sogleich zu Herrn von Chamilly geführt werden!“

„Das kann jetzt nicht geschehen,“ versetzte der Lakai; „der Herr Baron von Chamilly hat Freunde zum Souper geladen.“

„Dummkopf!“ fuhr der dicke Pförtner ihn an; „Monsieur kommt von des Herrn Ministers Louvois Excellenz; wird er warten, bis der Herr von Chamilly seine Tafel beendigt hat?“

„Ein Bote von Minister Louvois? Wie konnte ich dies vermuthen? Sogleich soll Monsieur gemeldet werden!“ gab der Lakai zurück und führte den Fremden bereitwillig die Treppen empor, einen Korridor entlang, in ein schön ausgestattetes und hell erleuchtetes Vorzimmer.

Ein stattlicher Herr in seidnen Rock, brokatener Weste und spizenbeseßtem Vorhemd trat würdevoll dem Eintretenden entgegen; es war der Kammerdiener des Herrn von Chamilly, der in dessen kleinem Haushalt zugleich die Stelle des Haushofmeisters versah. Indem er die goldene Dose in der Hand drehte und würdevoll eine Prise nahm, sprach er mit einem Blick auf den Fremden: „Monsieur le baron empfängt heute keine Besuche mehr. Monsieur le baron soupirt!“

Doch kurz nur antwortete der Ankömmling: „Botschaft von Seiner Excellenz dem Herrn Minister Louvois,“ und augenblicklich verwandelte sich die hochmüthige Haltung des Kammerdieners in eine unterthänige. Mit tiefer Verbeugung öffnete er das Arbeitskabinet des Herrn von Chamilly, wo er den Boten des Ministers zu verweilen bat, bis der Herr Baron erscheine, den er sogleich benachrichtigen werde.

Im Speisefalon saß Herr von Chamilly mit seiner kleinen Gesellschaft noch immer am Tische, der, mit Silber gedeckt, eine nur mäßige Anzahl, jedoch mit auserlesenem Geschmack und vollendeter Kunst bereiteter Gerichte und

feine Weine darbot. Diese mochten schon ihre Wirkung auf die Tafelnden üben, denn es herrschte eine auffallende Heiterkeit in dem kleinen Kreise; das lebhaft geführte Gespräch wurde öfters durch Lachen unterbrochen.

So gab auch der Eintritt des Kammerdieners neuen Anlaß zu Neckereien, als dieser mit geheimnißvoller Miene sich seinem Herrn nahte. Herr von Chamilly selbst stimmte in den Scherz ein, indem er dem Diener, dessen wichtigthuende Weise er kannte, zurief: „Sage laut, was du mir zu melden hast! Ich habe kein Geheimniß vor meinen Freunden hier!“

Doch der Kammerdiener, diese Weise nicht beachtend, näherte sich, den Befehl umgehend, seinem Herrn und meldete in flüsterndem Tone: Ein reitender Bote vom Minister Louvois Excellenz. Plötzlich ging die heitere Miene des Kavaliere in eine ernste über und er erhob sich mit den Worten: „Ich bin genöthigt, Sie auf einige Augenblicke zu verlassen, meine Herren; ich bitte, lassen Sie sich durch meine Entfernung nicht stören!“

Noch ehe die Kavaliere ihn mit Fragen bestürmen konnten, hatte er den Speisesaal eilig verlassen.

Während sich die Zurückgebliebenen in Vermuthungen über den Grund seiner Entfernung ergingen, einige derselben gar einen sinnreichen Scherz erwarteten, der mit einer Ueberraschung enden werde, trat Herr von Chamilly in sein Arbeitskabinet, wo er den Boten traf, in welchem er sogleich einen der vertrauten Sekretäre des Ministers erkannte.

„Seine Excellenz will Sie augenblicklich sprechen, ich bitte, mir unverzüglich zu folgen,“ meldete derselbe.

Herr von Chamilly hatte, ohne in die diplomatische Laufbahn eingetreten zu sein, mehrere geheime Aufträge mit Takt und Geschick vollzogen. Doch überraschte ihn, daß er zu so ungewöhnlicher Stunde zum Minister berufen ward. Sollte er durch einen geheimen Feind verläumdete worden sein? Es war nichts Seltenes am französischen Hofe, daß Edelleute Nachts festgenommen und auf die Bastille gebracht wurden, ohne daß sie nur erfuhren, wessen sie beschuldigt seien. Ein unvorsichtiges

Wort, dem falsche Auslegung gegeben werden konnte, genügte zum Sturze eines Höflings.

Der Sekretär mochte in den Mienen des Kavaliere's seine Gedanken lesen, denn er beeilte sich, zu erklären: „So viel ich entnahm, will Seine Excellenz Herrn von Chamilly mit einem geheimen Auftrag von Wichtigkeit betrauen.“

„Ah! Ein geheimer Auftrag?“ rief Chamilly erleichtert aus. — — „Charles!“ er wandte sich an den Kammerdiener, „mein Wagen soll vorfahren — reiche mir Mantel und Hut! Wenn ich weggefahren bin, so bringst du den Kavaliere'n meine Entschuldigung; doch wohlgemerkt, du sagst nicht, von wem ich gerufen wurde, denn es handelt sich um einen geheimen Auftrag!“

Mit geräuschloser Eile wurden diese Befehle vollzogen, und bald saß Herr von Chamilly im Wagen, der ihn zu der Wohnung des gefürchteten, einflussreichen Ministers brachte.

Als er in's Vorzimmer trat und sich melden lassen wollte, gab der dort wartende Diener zur Antwort:

„Befehl Seiner Excellenz, Herrn von Chamilly augenblicklich einzuführen!“ und öffnete bei diesen Worten die Thüre. Chamilly trat in das innere Zimmer, wo er den Minister allein, und, wie es schien, ungeduldig seiner harrend traf.

„Ah! endlich!“ rief Louvois ihm entgegen; „schon bangte mir, der Sekretär habe Sie nicht aufzufinden vermocht. Wer kann immer wissen, wo ihr jungen Kavaliere euch umhertreibt?“

Chamilly verbeugte sich stillschweigend und wünschte sich im Geheimen Glück, daß ihn die Botschaft des Ministers zufällig zu Hause getroffen habe, denn es lag ihm viel an der Zufriedenheit desselben, durch die er am Hofe emporzukommen hoffte.

„Chamilly,“ nahm Louvois nach kurzer Pause wieder das Wort, „Sie müssen noch in dieser Stunde von hier abreisen; ich betraue sie mit einem Auftrag, der für seine Majestät König Ludwig von allergrößter Wichtigkeit ist.“

Herr von Chamilly äußerte seinen Dank und seine Bereitwilligkeit.

„Gut,“ versetzte der Minister; „Sie reisen nach Basel in der Schweiz; Sie fahren die Nacht durch; Sie haben in drei Tagen dort einzutreffen.“

„Ich werde pünktlich dort eintreffen,“ antwortete Chamilly und wartete mit Spannung auf den Auftrag, der in so dringender Eile ausgeführt werden mußte.

Louvois hielt einige Augenblicke inne, dann sprach er mit erhobener Stimme, jedes Wort scharf betonend: „Am vierten Tage, Punkt zwei Nachmittags, stellen Sie sich auf die Rheinbrücke und nehmen ein Heft, Papier, Feder und Tinte zur Hand. Sie beobachten mit größter Genauigkeit alles, was während zweier Stunden dort vorgeht, und schreiben es auf — hören Sie? alles, sage ich! — Punkt vier Uhr nehmen Sie Postpferde, reisen ab, fahren Tag und Nacht und bringen mir Ihre Beobachtungen. Zu welcher Stunde Sie auch ankommen, stellen Sie sich mir augenblicklich vor!“

Herr von Chamilly war erstaunt über den Auftrag. Er ahnte wohl, daß er auf der Rheinbrücke irgend eine geheime Nachricht entgegennehmen sollte

und hätte wünschen mögen, daß Louvois ihn über den Zweck der Sendung aufkläre, aber er durfte nicht wagen, dies zu äußern.

„Ist dies meine ganze Instruktion, Excellenz?“ fragte er nach einer kurzen Pause.

„Es ist alles!“ lautete Louvois' Antwort, „reisen Sie glücklich, beobachten Sie genau und kehren Sie unverzüglich zurück! — Es ist ein wichtiger Auftrag, der Ihnen geworden.“

Und mit grüßendem Neigen des Hauptes verabschiedete der gewaltige Minister den jungen Diplomaten, der unverzüglich in seinen Wagen zurückkehrte und nach Hause fuhr, wo er dem Kutscher Auftrag gab, binnen einer halben Stunde den Reisewagen bereit zu halten, statt der eigenen aber Postpferde vorzuspannen, die unterwegs von Station zu Station gewechselt werden konnten.

Dann begab sich Herr von Chamilly in sein Arbeitskabinet zurück, wo er seinen Kammerdiener zu sich berief.

Seine erste Frage betraf seine Tischgäste. Charles

antwortete: „Die Kavaliere tafeln noch in Erwartung, daß Monsieur le baron zu ihnen zurückkommen werde.“

„Ich kann nicht zu ihnen zurückkehren. Sie dürfen nicht wissen, daß ich im Hause bin,“ versetzte Herr von Chamilly, „laß ihnen neue Flaschen bringen und die Spieltische zurechtstellen, um sie angenehm zu beschäftigen. Mir aber bringe ein Reisekleid; rüste Wäsche auf sechs Tage und besorge kalte Küche sammt einem Flaschenkorb in den Wagen!“

Ohne eine Frage zu stellen, eilte der Kammerdiener hinweg, um die verschiedenen Aufträge zu besorgen. Eine Reise bedurfte vor zwei Jahrhunderten gar mancher Vorbereitungen, da die meist schlechten Wege manchen unvorhergesehenen Aufenthalt verursachten.

Herr von Chamilly ordnete indessen Verschiedenes in seinen Papieren, nahm die nöthige Baarschaft in Gold mit sich, schloß seine übrige Kasse sammt seinen Kleinodien sorgfältig ein und kleidete sich zuletzt um. Dann empfahl er Charles treue Aufsicht über den Haushalt und eilte geräuschlos die wenig begangene Hintertreppe hinab, um jeder Begegnung mit seinen

Freunden und damit allen Fragen auszuweichen, womit sie ihn bestürmt haben würden; denn ein Auftrag des Ministers, der selbst ihm geheimnißvoll blieb, durfte nicht in weitem Kreisen besprochen werden.

Schon mit dem Fuß auf dem Wagentritt, wandte er sich noch einmal gegen den Haushofmeister, der, einst Kammerdiener seines Vaters, als Erbstück der Familie betrachtet wurde und sein volles Vertrauen genoß. „Charles,“ flüsterte er, „Frau von Chamilly, meine gnädige Mama, darf nichts von meiner Reise erfahren — du begreifst, da sie Geheimniß bleiben soll.“

„Vollkommen, Herr Baron,“ nickte der Haushofmeister einverstanden; „sollte die Frau Baronin hier vorfahren, so werde ich sie zu beruhigen wissen.“

„Thue das, Charles; sie ist scharfsinnig, sieh, daß du sie auf falsche Fährte führst!“

Der Haushofmeister antwortete mit schlaudem Lächeln, und Herr von Chamilly stieg in den Wagen. Noch einmal nickte er Charles zu, dann gab er dem Kutscher das Zeichen, und die Reisefalesche rollte durch

die Straßen von Paris, bis am Thore Halt gemacht wurde.

Ein Sergeant trat vor, um den zu so ungewohnter Stunde Reisenden nach Zweck und Ziel der Reise zu fragen und ihm den Paß abzufordern. „Auftrag des Herrn Ministers Louvois!“ sprach Herr von Chamilly und wies Unterschrift und Siegel des Ministers vor.

Sofort wurden die Ketten am Schlagbaum gelöst, die schweren Thorflügel fielen knarrend zurück, und dem weiterrollenden Wagen tönte der Abschiedsruf des Sergeanten nach: „Glückliche Reise, Monsieur!“

Herr von Chamilly, in die Ecke des Wagens gedrückt, hatte jetzt Zeit, über die Bedeutung des geheimnißvollen Auftrags nachzuspinnen, der ihm geworden. Seit zwei Jahren war durch den Rymweger Frieden des Jahres 1679 der Krieg beendet worden, den Ludwig der Bierzehnte zu Vergrößerung seiner Macht gegen Holland, Deutschland und Spanien geführt hatte. Damals hatte Herr von Chamilly manche geheime Sendung in Louvois' Auftrag gemacht, denn der Minister des Kaisers zu Wien, Fürst Lobkowitz, ließ sich von Frankreich be-

stechen, und zu gleicher Zeit schenkte sich der „allerchristlichste“ König von Frankreich nicht, die Türken im Kampfe gegen Oestreich mit Geld und Waffen zu unterstützen. Frankreich war durch diesen Krieg zur ersten Macht in Europa erhoben, Deutschland, noch niedergedrückt von den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges, auf's Neue geschwächt und beraubt worden. Aber diese gemachten Eroberungen hatten in dem Könige nur die Lust nach noch weiteren Erwerbungen geweckt. Er hatte Elsaß und Lothringen zum großen Theile in Besitz genommen, nun wollte er das Ganze sein nennen, sammt der Pfalz; statt der Vogesen sollte der Rhein die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland werden.

Noch waren diese Pläne Ludwigs des Vierzehnten und seines Ministers Louvois noch nicht enthüllt; nur wer ihnen nahe stand, konnte sie ahnen. Herr von Chamilly vermuthete, daß der Minister etwas Neues wider Deutschland im Schilde führe, und hielt sich überzeugt, daß er auf der Rheinbrücke zu Basel Aufschluß über das Geheimniß erhalten werde.

III.

Er ist gekommen! Es ist Zeit.

Herr von Chamilly schonte weder sich noch die Pferde und traf am Abend des dritten Tages zu Basel ein. Hier stieg er vor dem stattlichsten Gasthose ab, ließ sich das beste Zimmer geben und legte sich tief ermüdet von dreitägigem Mütteln des Wagens auf holperichten Wegen zur Ruhe mit dem Befehl, ihn nicht zu stören, bis er das Zeichen mit der Glocke geben werde.

Mittag war nicht ferne, als er sich erhob und durch seinen Diener Chokolade zum Frühstück bereiten ließ, die er mitgebracht hatte, denn dies am Hofe beliebte Getränk war in den Gasthöfen noch selten zu bekommen. Dann ließ er den Gastwirth zu sich bescheiden, mit dem er unter dem Vorwande, sich nach den Merkwürdigkeiten von Basel zu erkundigen, ein Gespräch anknüpfte. Geduldig hörte er das schlechte Französisch des Mannes an und suchte unvermerkt zu

erkunden, ob jetzt eben ausgezeichnete Fremde in Basel sich aufhalten. Er hoffte einen Schlüssel zu dem Geheimniß zu finden, das der Auftrag des Ministers für ihn enthielt.

Vergebens; kein Wort vermochte ihn auf eine Spur zu leiten! Doch die erwartete Stunde nahte. Nachdem er ein kurzes Gabelfrühstück eingenommen hatte, ließ er sich zum Ausgehen ankleiden und sagte dem Diener: „Ich gehe, die Stadt zu besehen; du bleibst indessen hier zurück, um einen fremden Herrn zu empfangen, der vielleicht mich zu besuchen kommen wird!“

Nachdem er sich so vor jeder Beobachtung durch den Diener sicher gestellt hatte, begab er sich im lässigen Schritt eines müßigen Spaziergängers auf die Rheinbrücke. Als ob er an der Aussicht Gefallen fände, lehnte er sich an das Brückengeländer, dann zog er seine Uhr, noch war es fünf Minuten zu früh. Sobald aber der goldene Zeiger auf Zwei gerückt war, begann er seine Notizen aufzuschreiben.

Erst kam ein Marktweib mit Fruchtkörben vor-

über, hernach ein Reisender zu Pferd, in blauem Rock. Diesem folgte ein zerlumpter Bauer, nach welchem ein Lastträger kam.

Herr von Chamilly verzeichnete pünktlich, was er sah, obwohl der ihm gewordene Auftrag ihm immer unbegreiflicher erschien.

Drei Uhr war's, da blieb ein Mann mit gelben Beinleidern und gelber Weste inmitten der Brücke stehen, trat nach dem Flusse zu, lehnte sich über die Brüstung und sah in das Wasser hinab. Dann einen Schritt zurücktretend, führte er mit dem großen Stock, den er in der Hand trug, drei vernehmliche Stöße auf das Pflaster des Fußwegs, als ob er dasselbe prüfen wollte. Auch dies verzeichnete Herr von Chamilly sammt allem andern, so unbedeutend und gleichgiltig es ihm erscheinen mochte.

Endlich schlug die Thurnuhr des Domes vier, auch die Taschenuhr wies dieselbe Stunde; Herr von Chamilly mußte dem Auftrag des Ministers gemäß seinen Posten verlassen, um unverzüglich die Rückreise nach Paris anzutreten.

Seinem Befehle zufolge traf er die Postpferde vor dem Gasthose schon seiner harrend. Er warf sich in den Wagen und fuhr von Basel ab, in düsterer, verdrießlicher Stimmung, da er dem Minister nichts von irgend einer Bedeutung melden konnte. Er fürchtete, daß sein Auftrag mißglückt, daß die Person, die er vermuthlich auf der Rheinbrücke hatte treffen sollen, aus irgend welchen Ursachen ausgeblieben sei.

Dennoch mußte er dem Befehle des Ministers gemäß Tag und Nacht reisen. Auf jeder Station wurden die Pferde gewechselt; nur einmal des Tages erlaubte er sich ein rasch bereitetes Mahl einzunehmen, im Uebrigen begnügte er sich mit der kalten Küche, die er bei sich führte.

So langte er nach nur zweitägiger Fahrt kurz nach Mitternacht in Paris an und flog sogleich vor der Wohnung des Ministers ab.

Die Diener, schon über seine bevorstehende Ankunft unterrichtet, führten ihn, ohne ihn erst zu melden, in das Arbeitskabinet ihres Herrn.

„Seine Excellenz hat Sie erwartet und hat sich

darum nicht niedergelegt. Schon seit einigen Stunden sind vier Kouriere zum Ausbruch bereit!" flüsterte der Sekretär im Vorzimmer dem Ankommenden zu.

„Weh mir, der ich so gar nichts von Belang mitbringe!“ sprach Herr von Chamilly für sich und trat peinlich verlegen dem Minister entgegen, der rasch auf ihn zuschritt und ihm hastigen Tones das Papier mit seinen Aufzeichnungen von der Rheinbrücke abforderte. Mengstlich beobachtete Herr von Chamilly des Ministers Miene, während derselbe das Papier entfaltete und las, er fürchtete seinen heftigen Unwillen, wenn er den fast lächerlichen, ja kindischen Bericht lese.

Da sprang Louvois vom Stuhle empor, in den er sich zum Lesen niedergelassen hatte, ein Strahl fast wilden Triumphs blickte aus seinem Auge und seinen Mienen.

„Er ist gekommen! Es ist Zeit!“ rief er lebhaft aus. Erstaunt und fragend blickte Herr von Chamilly ihn an.

„Drei Stöße führte der Mann auf das Pflaster?“ fuhr der Minister fort, „der Mann in gelber Weste und gelben Beinkleidern?“

Erst jetzt begann Herr von Chamilly den Zusammenhang zu ahnen.

„Der Mann in gelber Weste lehnte sich erst über die Brüstung, sah in's Wasser hinab, trat wieder zurück und führte mit dem Stock drei Stöße auf's Pflaster,“ sprach er, seine Erinnerung rasch zurückrufend.

„So ist der Augenblick gekommen —!“ rief Louvois wieder aus. „Chamilly! Sie haben Ihren Auftrag ganz vortrefflich ausgeführt. Ich werde Ihrer anerkennend bei dem Könige gedenken, dem ich augenblicklich Bericht erstatte.“

„Dem Könige zu dieser Stunde?“ fragte Chamilly erstaunt und zweifelnd.

„Ich werde den König wecken lassen. Die Nachricht ist wichtig genug. Sie aber, mein junger Freund, fahren nach Hause und ruhen sich aus; binnen wenigen Wochen werden Sie erfahren, in welcher Angelegenheit Sie dem Könige diesen Dienst geleistet haben. Bis dahin schweigen Sie über den Ihnen gewordenen Auftrag, ja auch über das Ziel Ihrer Reise!“

Während dieser Worte hatte Louvois Hut und Mantel übergeworfen und verließ das Zimmer, um nach dem Louvre zu fahren.

Herr von Chamilly kehrte gedankenvoll, obwohl erfreut über den Erfolg seiner Reise nach seiner Wohnung zurück.

IV.

Uneinig und machtlos.

Die Thüren des königlichen Palastes waren dem mächtigen Minister zu jeder Stunde geöffnet, und weder die Wache noch ein Diener verwehrten ihm den Eintritt zu den Gemächern des Königs.

Eben schlugen die Uhren zwei nach Mitternacht, als Louvois in's Vorzimmer des Königs trat und dem dort wachenden Kammerdiener befahl, den König zu wecken. Der Diener war erstaunt, aber er gehorchte unverzüglich, indem er sich in das anstoßende Schlafgemach des Königs verfügte.

Weiche Teppiche machten den Schritt in diesem Zimmer geräuschlos. Die silberne Nachtlampe verbreitete ein mildes Licht, doch die schweren seidnen Vorhänge des Bettes schufen Dunkel um den Schlummernden.

Der Kammerdiener zog sie zurück und klatschte in die Hände. Der König, der schlummernd auf den reich mit Spitzen besetzten Kissen lag, schlug die Augen auf und der Kammerdiener meldete Louvois.

„Louvois? Zu dieser Stunde?“ rief Er König überrascht aus und winkte. Der Kammerdiener reichte ihm die kleine Morgenperücke, ohne die sich Ludwig auch dem Vertrautesten nicht zeigte, da er durch eine Krankheit früh des natürlichen Haares beraubt worden war, und die erst im Laufe des Tages mit der großen Lodenperücke vertauscht wurde; dann goß er aus der Krystallkaraffe, die auf dem Seitentische bereit stand, einiges wenige in einen Kelch, legte ein weißes Bröbchen dazu und bot beides dem Könige auf goldenem Teller dar.

Ludwig nippte vom Becher, brach einen Bissen

Brots und winkte abermals. Sofort verließ der Kammerdiener das königliche Schlafgemach und der Minister trat ein.

„Sire!“ redete der Minister den stolzen König an, „ich gratulire Eurer Majestät zu neuem Siege. Straßburg, die stolze, die schöne Stadt, die Grenzfestung deutschen Gebietes, wird binnen Monatsfrist eine französische Stadt heißen, ein Juwel in der Krone des größten Königs der Welt!“

„Ist's erreicht? Wird Straßburg mein sein?“ fragte Ludwig und seine Augen funkelten, wie die eines Raubvogels, der sich auf seine Beute stürzt.

„Sire!“ fuhr Louvois fort, „Sie wissen aus den Berichten Frischmann's, Ihres Residenten*), wie hartnäckig deutsch gesinnt die Bürgerschaft in Straßburg ist, wie schwer es ihm gemacht wurde, für die Interessen seines Königs zu wirken.“

Der König bejahte, indem er hinzufügte: „Ich weiß, daß die Stadt den Syndikus Franz nach Regensburg abschickte, um beim Kaiser und Reichstag um Hilfe wider mich zu bitten.“

*) Geschäftsträger, Gesandter.

„Umsonst, Majestät,“ versetzte Louvois mit höh-
 nischem Lächeln; „der Kaiser wird von den Türken in
 Athem gehalten, der Reichstag aber ist unmächtig —
 der strassburgische Gesandte wurde mit schönen Worten
 und Versprechungen abg gespeist! — Demungeachtet
 hält die Bevölkerung der Stadt mit thörichter Hart-
 näckigkeit an ihren deutschen Gesinnungen fest. Nur
 im Senat reifte allmählich die Erkenntniß, daß die
 Stadt nicht wohl thue, dem mächtigsten König wider-
 stehen zu wollen.“

„Dennoch, Louvois,“ unterbrach der König den
 Minister, „möchte ich nicht durch eine Gewaltthat den
 Frieden Europa's stören. Wir haben den letzten Krieg
 zwar siegreich beendigt, aber wir haben auch, wie Sie
 am besten wissen, Louvois, Frankreichs Kräfte bis auf's
 äußerste erschöpft.“

„Sire!“ wagte Louvois einzuwenden, „weder die
 Niederlande, noch Spanien, noch England werden
 wegen einer deutschen Reichsstadt dem König von Frank-
 reich den Krieg erklären. Das deutsche Reich allein
 wird beleidigt — und dieses ist uneinig und machtlos!“

„Ein neuer Angriff könnte es einigen,“ versetzte Ludwig, finster nachsinnend; „es sind im vorigen Kriege Kundgebungen laut geworden, die uns zur Vorsicht mahnen müssen. Wäre nicht Oestreichs Minister in unserem Sold gestanden, hätte er nicht die Schritte des Kurfürsten von Brandenburg gehemmt und durchkreuzt — der Sieg wäre uns nicht sicher gewesen, Louvois!“

„Sire,“ antwortete der gewandte Minister, „die Diplomatie muß die rechte Hand der Kriegskunst sein, sie mußte die Siege des mächtigsten Königs vorbereiten und vollenden. Darum habe ich auch den Residenten Frischmann in Straßburg angewiesen, das Händedrücker nicht zu sparen, da man in Straßburg viel darauf gibt. — Ich habe ihm ferner unbeschränkten Credit verwilligt, um Eurer Majestät Bildniß in Gold *) in Umlauf zu setzen; es war nicht vergeblich, denn auf meine Reklamation hat der Senat die Herstellung der Rheinschanzen zu Kehl eingestellt und endlich sogar die

*) scherzhafter Ausdruck für Louisd'or.
Pichter, Auf der Brücke zu Basel.

Schweizerregimenter entlassen, welche die Stadt Straßburg bewehrten.“

„Dennoch,“ versetzte der König fast ungeduldig, „schrieb Frischmann, daß die Bürgerschaft durchaus deutsch gesinnt sei und nur durch Gewalt bezwungen werden könne. Er empfahl größte Vorsicht, und auch ich fordere dieselbe, denn wenn ich auch das gesammte deutsche Reich verachten darf, so steht noch der Kurfürst von Brandenburg da, den ich nicht zum Angriff reizen will.“

„Sire,“ antwortete Louvois, „einzig dieses Kurfürsten von Brandenburg wegen habe ich alle Truppenbewegungen gegen Straßburg auf's strengste geheim gehalten! Unter dem Vorwand, an den Festungen zu arbeiten, sind zahlreiche Truppentheile in Lothringen und im Elsaß einmarschirt. Um ihre Anzahl zu maskiren, habe ich in den Provinzen für sie Getreide mahlen, das Mehl in Paris in Kästen packen und Ueberschriften darauf setzen lassen, die glauben ließen, es seien Waffen darin enthalten, nach Breisach und anderen festen Plätzen bestimmt. So ist Straßburg

mit französischen Truppen umstellt worden, und es bedarf nur eines Handstreichs, um die Stadt ohne allen Widerstand in Besitz zu nehmen. Die vollendete Thatsache wird von den deutschen und außerdeutschen Fürsten vielleicht beklagt — aber nicht angefochten werden!“

„Sind Sie der Sache sicher, Louvois?“ fragte der König nach kurzem Nachdenken. „Ich wiederhole: wohl möchte ich Straßburg den Städten Frankreichs einreihen, aber ich will nicht, daß durch Europa ein Schrei der Entrüstung über meine Gewaltthat halle!“

„Sire,“ gab Louvois zurück, „zur höchsten Vorsicht gemahnt, wagt Frischmann mir keine Depeschen mehr zu schicken; aber er hat mit mir ein Zeichen verabredet, woran ich erkennen sollte, wenn es Zeit sei, den letzten Handstreich wider Straßburg zu führen. Jede Woche ist von mir ein Bote nach Basel abgegangen, jeder insgeheim, keiner wußte vom andern. Auf der Rheinbrücke mußten sie Frischmanns Botschaft erwarten. Drei Schläge von einem Mann in gelbem Kleid mit dem Stock auf's Pflaster geführt, waren das

Zeichen, daß es Zeit sei zu handeln. Seit zwei Monaten haben meine Abgesandten erfolglos auf der Rheinbrücke geharrt, es wurde ihnen keine Botschaft. — Jetzt hat der Mann in Gelb das Zeichen gegeben; der Augenblick ist da, Straßburg wird sich Eurer Majestät ergeben, ehe Spanien und England, ehe das schlummernde deutsche Reich, und ehe der Kurfürst von Brandenburg, der einzige, den wir scheuen müssen, Zeit erhält, Einsprüche zu erheben.“

„Der Augenblick ist da!“ wiederholte tiefaufathmend Ludwig, der, obwohl nach dem Raube lüstern, doch nicht den augenscheinlichen Friedensbruch auf seinen Namen laden wollte.

„Sire,“ fuhr Louvois fort, der den König durchschaute, „ich bitte um die königliche Unterschrift für vier Couriere, die sogleich nach verschiedenen Orten abgehen sollen. Alles ist so vorbereitet, daß Straßburg an einem Tag von allen Seiten eingeschlossen sein wird. Binnen einer Woche kann Ludwig, der größte König der Erde, seinen Triumphzug auch in Straßburg halten!“

Mit diesen Worten bot Louvois dem König die eingetauchte Schwanenfeder dar. Ludwig wagte nicht mehr zu zögern. Er unterschrieb und triumphirend nahm Louvois die Papiere in Empfang. Dann verabschiedete er sich ehrerbietig und verließ das Gemach des Königs. Statt seiner trat der Kammerdiener ein, der dem König die Perücke wieder abnahm und die Gardinen des Bettes zuzog.

Schon den nächstfolgenden Tag erhielt Leon von Chamilly eine Anstellung bei Hofe, mit der ein glänzender Gehalt verbunden war. Er nahm die Glückwünsche seiner Freunde mit feinem Lächeln hin und zuckte die Achseln, wenn er gefragt wurde, wem mächtiger Verwendung er dies Glück danke. Auch seine Schwestern wurden, wie es der sehnstüchtige Wunsch der ehrgeizigen Mutter seit lange war, bei Hofe vorgestellt und nach kurzer Zeit mit angesehenen Cavalieren vermählt, denn bald ward es bekannt, daß Herr von Chamilly hoch in der Gunst des mächtigen Ministers Louvois stehe.

Am 27. September wurde die Rheinschanze bei Straßburg von 40 Mann französischer Truppen besetzt. Straßburg, abgeschnitten von deutscher Hilfe, ohne Besatzung, und verrathen von den eigenen Rathsherrn, übergab sich den 30. September 1681, und am 24. Oktober hielt Ludwig der Vierzehnte mit seiner Gemahlin, seiner Familie und seinem Hofe triumphirenden Einzug in der alten deutschen Stadt am Rhein, die er nicht mit Gewalt der Waffen, sondern durch Verrath und heimlichen Ueberfall gewonnen hatte.

➤ Für Haus und Familie, für Schul-, Orts-
und Volks-Bibliotheken ➤

empfiehlt sich vorzüglich:

Neue deutsche Jugend-Bibliothek

mit einem Vorwort eingeleitet

von

Dr. Gustav Plieninger.

Jedes Bändchen sehr elegant cartonnirt 7¹/₂ Sgr. = 24 kr.

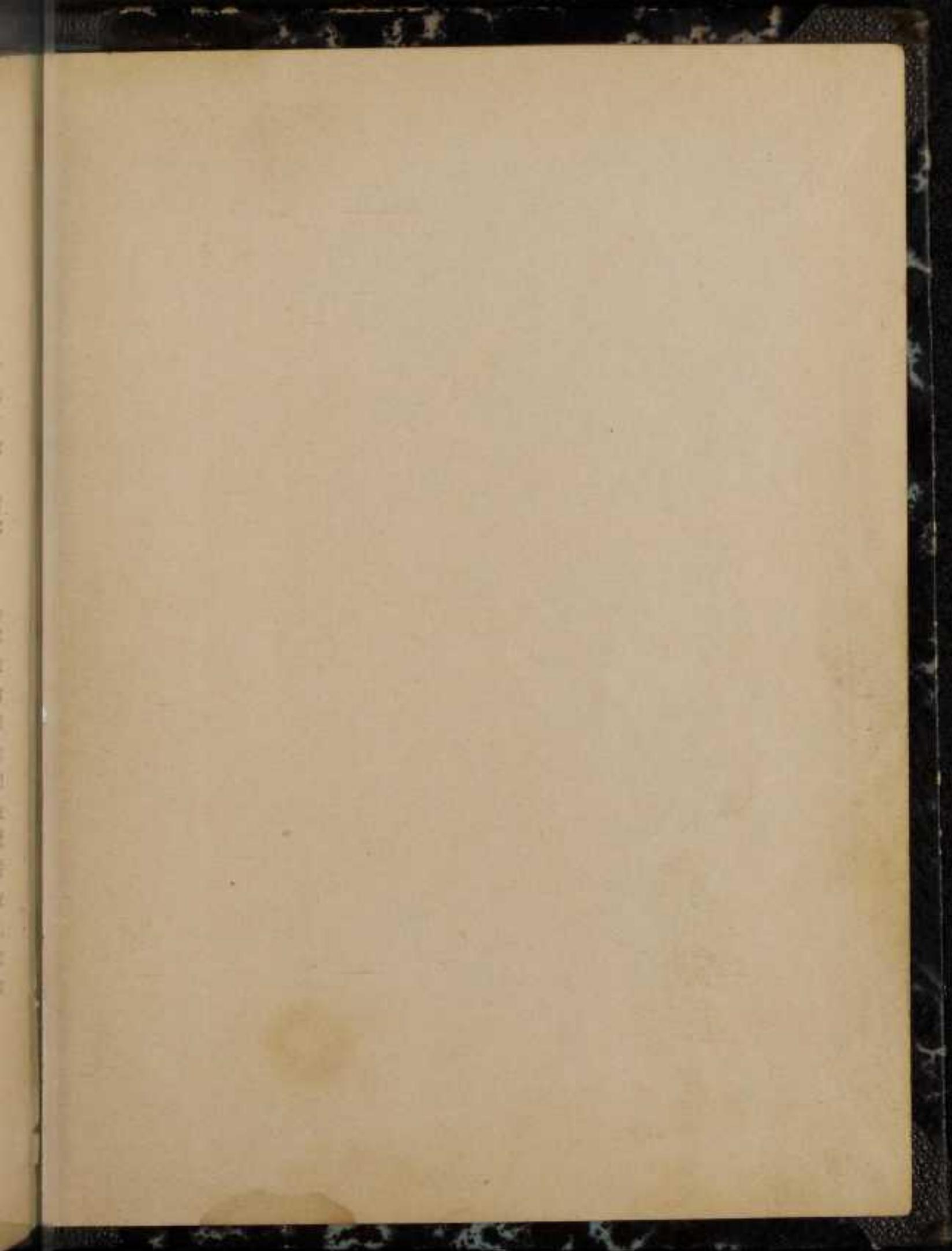
1. Bändchen: **Erzählungen von Gustav Nierix:** Die Pflөгetochter. — Der reiche Mann und das Nadelöhr. — 2. Bändchen: **Erzählungen von Karl Biernacki:** Oib Brown, der Sklavensfreund. — Der Häuptling Uliwu. — 3. Bändchen: **Emil Ohly:** Aus dem Jugendleben berühmter Künstler: Zwei Monate aus Correggio's Jugend. — Vier Bilder aus Beethoven's Knabenjahre. — Sieben Bilder aus Palestrina's Jugendleben. — 4. Bändchen: **Erzählungen von Gustav Nierix:** Der Kaufmann von Venedig. — 5. Bändchen: **Erzählungen von Louise Mai:** Das Bild der Mutter. — Die Preisvertheilung. — 6. Bändchen: **Erzählungen von Gustav Nierix:** Der Kuhhirt von Dgersheim. — Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten. — 7. Bändchen: **Emil Ohly:** Das Büchlein vom großen deutschen Kaiser (Kaiser Wilhelm I. von Deutschland). — 8. Bändchen: **Emil Ohly:** Das Büchlein vom großen deutschen Kanzler (Fürst Bismarck). — 9. Bändchen: **Erzählungen von Idor Proschko:** Ein Menschenfreund. — Der Sohn der Pyrenäen. — Die zwei feindlichen Brüder. — 10. Bändchen: **Jane Strickland:** Die Gesandtentochter als Sklavin. — 11. Bändchen: **Gustav Nierix:** Des Reichthums Noth. — 12. Bändchen: **Wilhelm Müller:** (Professor in

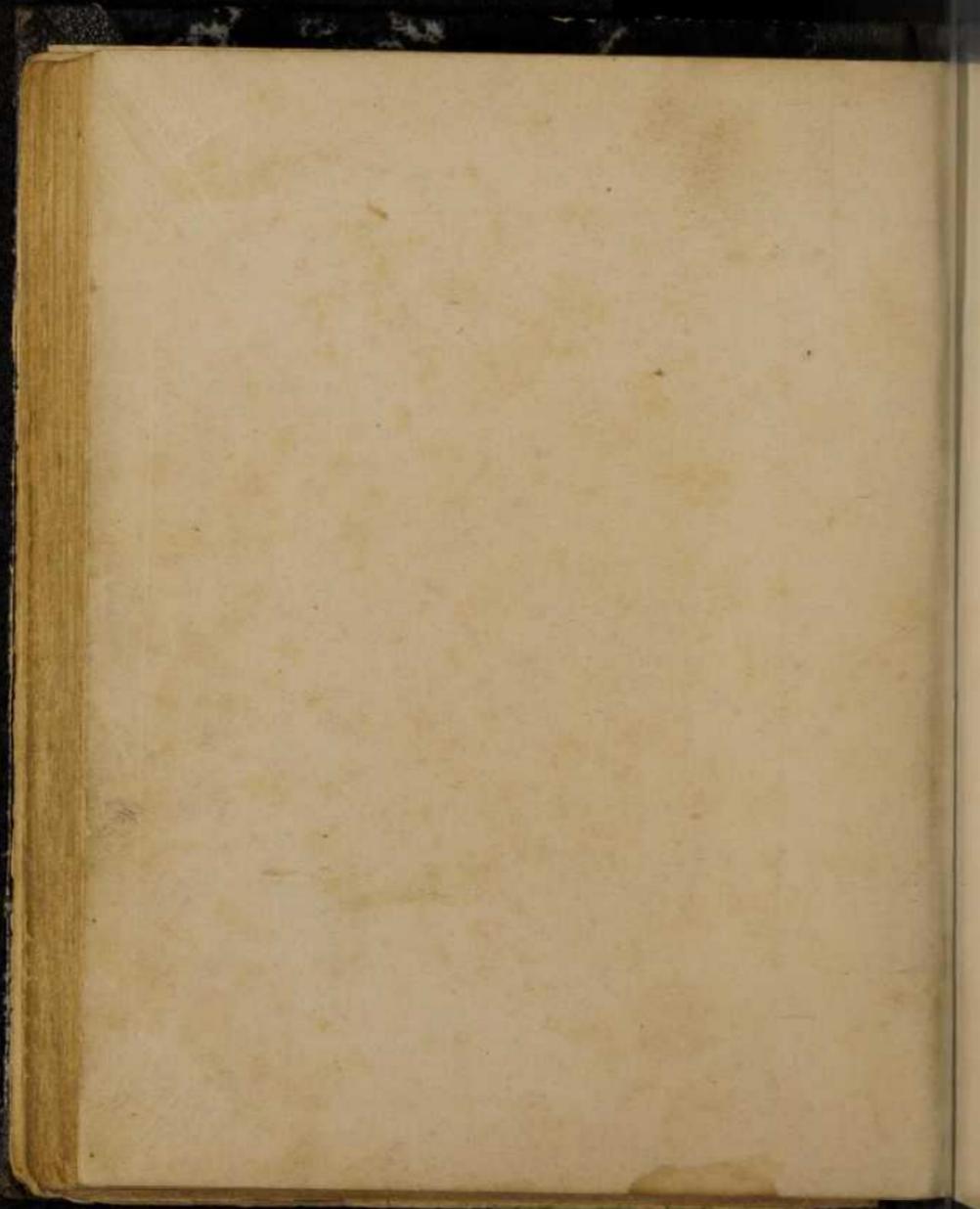
Tübingen). Der große Krieg und das deutsche Reich. — 13. Bändchen: **W. Knighton**: Aus dem Leben eines indischen Königs. Von einem Augenzeugen erzählt. — 14. Bändchen: **Gustav Nierix**: Die Vergeltung. — 15. Bändchen: **Emil Ohly**: Das Büchlein vom deutschen Kronprinzen. — 16. Bändchen: **A. W. Grube**: Blicke in's menschliche Culturleben. — 17. Bändchen: **A. W. Grube**: Blicke in's menschliche Culturleben. Neue Folge. — 18. Bändchen: **Gustav Nierix**: Wie Gott mich führt, so will ich gehen. Erzählung aus dem wirklichen Leben. — 19. Bändchen: **Gustav Pfieniger**: Die Geschwister von Marienthal. Vierte Auflage. — 20. Bändchen: **Isidor Proschko**: Peter in der Luft. Historische Erzählung. Dritte Auflage. — 21. Bändchen: **Peter Parley**: Der sibirische Zobeljäger. Nach dem Englischen. Dritte Auflage. — 22. Bändchen: **Emil Ohly**: Das Büchlein vom Prinzen Friedrich Carl.

Die neue deutsche Jugendbibliothek will nicht blos, mit taktvoller Fernhaltung alles Ungehörigen, der Jugend eine anziehende Unterhaltung gewähren, sondern auch wahre Bildung des Geistes und Herzens fördern. „Wer der Jugend für ihre Freistunden eine bessere als nur die Zeit vertreibende Lectüre in die Hand geben möchte und dem Satze zustimmt, „daß das Beste für die Jugend eben gut genug sei“, — wer von dem ihr zu Bietenden insbesondere eine entschieden sittlich religiöse Grundlage, eine den Geschmack bildende Form, gegenseitige zwanglose Durchdringung des belehrenden und unterhaltenden Elements und vorsichtige Ausschcheidung alles für dieses Alter Ungehörigen verlangt, dem dürfte obige neue Sammlung von Schriften, welcher die Erfüllung dieser gerechten Forderungen als leitender Gedanke zu Grunde liegt, nicht unwillkommen sein.“

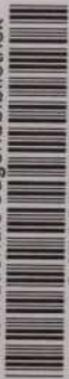
Stuttgart & Leipzig.

Die Verlagsbuchhandlung von
Otto Risch.





Internationale Jugendbibliothek



047002205175



Die Nachbarn.
Auf der Brücke zu Basel

Zwei Erzählungen für die Jugend und das

von

Louise Fickler.

Mit einem Titelkupfer.

Stuttgart & Leipzig.
Verlag von Otto Risch
(vormals Gebr. Scheitlin).

